

Ist, was mein ist, stets auch dein?
Eine alte Tugend, neu buchstabiert.
Vom Charme und Stress des Teilens.

DOSSIER > SEITEN 5-8



BILD: REKSTONE

reformiert.

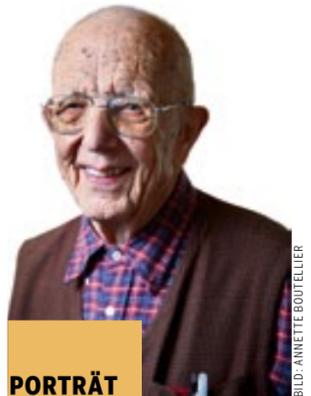
Kirchenbote / Kanton Zürich

EVANGELISCH-
REFORMIERTE ZEITUNG FÜR
DIE DEUTSCHE UND
RÄTOROMANISCHE SCHWEIZ

NR. 2.1 | FEBRUAR 2013
www.reformiert.info



Wird die Kluft zwischen Arm und Reich grösser? Etwelche Volksinitiativen befassen sich mit der Verteilgerechtigkeit



PORTRÄT

Emil und der Songcontest

HEILSARMEE. Mit dem Pop-song «You and me» ist er berühmt geworden: als Bassist der Salutistenband, die das CH-Finale des Eurovision Song Contest gewann. Dabei mag Emil Ramsauer, 95, viel lieber Blechmusik. > SEITE 12

ILLUSTRATION: RUEDI WIDMER

KOMMENTAR

FELIX REICH ist «reformiert.»-Redaktor in Zürich



Teilen wirkt Wunder

KRISE. Eine Flut von Initiativen zeugt vom Gefühl, dass selbst im Wohlstandsland Schweiz die Güter zunehmend ungerecht verteilt sind und die Kluft zwischen Arm und Reich wächst. Ist der Besitz gross genug, lässt er sich scheinbar spielend vermehren. Und mit einem Lohn, der sich an der erbrachten Leistung orientiert, haben Erfolgsprämien für Spitzenmanager kaum noch etwas gemeinsam. Auf die Finanzkrise folgt die Vertrauenskrise.

FREIHEIT. Die Wirtschaftsverbände sind mit Argumenten gegen die Initiativen schnell zur Stelle. Sie fürchten um die internationale Wettbewerbsfähigkeit der Unternehmen und um die Freiheit als eine Voraussetzung allen Wohlstands. Stimmt: Starre Regeln haben in einem dynamischen System immer ihre Tücken.

DANKBARKEIT. Nur: Zur Freiheit gehört Verantwortung, zum Erfolg die Demut – oder immerhin Dankbarkeit statt Überheblichkeit. Eine Gesellschaft, in der das Teilen wertlos ist, zersetzt sich selbst. Wenn die Wirtschaft mit gutem Grund unternehmerische Freiheit einfordert und die Innovationskraft des Wettbewerbs preist, benötigt sie Vorbilder, deren Tugend sich nicht in Gerissenheit und Spekulationslust erschöpft. Mit Verlaub: Vielen Managern würde nicht schaden, neben dem Studium der Aktienkurse wieder einmal in den Evangelien zu blättern. Sie würden lernen: Teilen wirkt Wunder.

Die Furcht vor sozialen Spannungen wächst

POLITIK/ Die Abzockerinitiative ist erst der Auftakt einer breiten Debatte über Verteilgerechtigkeit.

Am 3. März stimmt das Volk über die Abzockerinitiative ab: Diese verlangt unter anderem, dass nicht mehr in den Chefetagen der Konzerne über Managerlöhne in Millionenhöhe entschieden wird, sondern an den Aktionärsversammlungen. Goldene Fallschirme bei Abgängen würden ganz verboten.

Thomas Minders Vorstoss verbuchte lange hohe Sympathiewerte. Neuesten Umfragen zufolge bröckelt nun der Rückhalt für die Initiative. Der aktuelle Abstimmungskampf ist jedoch erst der Auftakt zu einer intensiven Debatte über die Verteilgerechtigkeit. Denn schon sind die Mindestlohninitiative der Gewerkschaften sowie die Vorlage für die Abschaffung der Pauschalsteuer für reiche Ausländer deponiert. Bereits vom Bundesrat ohne Gegenvorschlag abgelehnt wurde das Begehren der Jungsozialisten, das in Unternehmen nur noch eine Lohnbandbreite von höchstens 1:12 erlauben würde. Und Mitte Februar wird die Erbschaftssteuerinitiative eingereicht.

FALSCHER ANREIZ. Für den Basler Soziologieprofessor Ueli Mäder ist die Ballung der Initiativen, die eine gerechtere Verteilung der Güter zum Ziel haben, kein Zufall: «Sie dokumentiert, wie sich soziale Ungleichheiten verschärfen.» Auch Wohlhabende nähmen seit der Finanzkrise die sozialen Spannungen ernst. «Einzelne fürchten sogar, dass der Arbeitsfrieden aufbrechen könnte», sagt Mäder.

So weit will Dietrich Pestalozzi, der in Dietikon ZH einen Familienbetrieb mit rund 300 Mitarbeitenden führt und sich als christlicher Unternehmer versteht, nicht gehen. Trotz der exorbitanten Managersaläre, «die nicht mehr begründbar sind», stehe der soziale Friede nicht auf dem Spiel. Schaden würden die Firmen nur sich selbst: Zu hohe Löhne in der

Chefetage beeinträchtigten die Arbeitsmoral der Mitarbeitenden. «Geld ist ein Demotivator», sagt Pestalozzi. Fühle sich ein Angestellter unterbezahlt, fehle der Ansporn. Erhalte er aber bereits ein angemessenes Gehalt, «ist die Arbeitszufriedenheit die grössere Motivation als noch mehr Geld».

RICHTIGES MASS. Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) fürchtet jedoch ebenfalls um den sozialen Zusammenhalt, wenn die Bevölkerung Spitzenlöhne «als unerträgliche Provokation» empfinde. Das schreiben die Ökonomin Hella Hoppe und der Ethiker Otto Schäfer in einem SEK-Papier zur Abzockerinitiative. Allerdings favorisieren sie den Gegenvorschlag. Denn die Initiative enthalte wenig praktikable, teils missbräuchlich anwendbare Regelungen. Weit problematischer als die Gier von Managern sind laut Hoppe jedoch die mangelnde Verteilungsgerechtigkeit und das instabile Finanzsystem. Sie plädiert für verbindliche Regeln im Finanzsektor sowie «internationale Steuergerechtigkeit».

Auch der Wirtschaftsdachverband Economie-suisse bemüht sich um differenzierte Töne. Die Empörung über exorbitante Managerlöhne sei verständlich und eine Regulierung, wie sie der Gegenvorschlag vorsieht, nötig, sagt Geschäftsführer Pascal Ginetetta. Gar über eine Erbschaftssteuerreform könne man «nachdenken» – sofern die «sehr ergiebige» Vermögenssteuer in die Diskussion einbezogen werde. Insgesamt sei die Verteilungsgerechtigkeit in der Schweiz aber gewährleistet. «Die Mindestlohn- und die 1:12-Initiative sind kontraproduktiv», sagt Ginetetta. Sie seien eine Gefahr für das «sehr solidarische Erfolgsmodell, das die Schweiz noch immer ist». **FELIX REICH, DELF BUCHER**

ISRAEL

Verurteilen? Verteidigen?

STREITGESPRÄCH. Die kontroversen Reaktionen aufs Dezemberdossier über Bethlehem zeigen: Der Nahost-Konflikt spaltet auch die Kirchen. – «reformiert.» hat zwei Exponenten zum Gespräch geladen. > SEITE 3



GEFÄNGNIS

Seelische Abgründe

MORD. Dass eine Mutter ihre eigenen Kinder töten kann, ist kaum vorstellbar. Doch 2007 passierte genau das in Horgen. Gefängnispfarrer Frank Stüfen, der in der Anstalt Pöschwies tätig ist, kennt ähnliche Fälle und hat häufig mit menschlichen Abgründen zu tun. «Als Gefängnis-seelsorger besuche ich nie Mörder oder Vergewaltiger, sondern Menschen, die ein Delikt begangen haben», erklärt er im Gespräch seine Seelsorgearbeit mit Häftlingen, deren Taten zuweilen nicht mehr nachvollziehbar sind. > SEITE 4

BILD: REKSTONE

NACHRICHTEN

SEK für faire Asylverfahren

ASYLGESETZ. Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) empfiehlt das Referendum gegen die Asylgesetzrevision zur Annahme. In einem Positionspapier lehnt er die bereits in Kraft getretenen «dringlichen Änderungen des Asylgesetzes» ab. Menschen auf der Flucht müssten faire Asylverfahren gewährleistet werden, sagt der SEK. **sts**

Gegen längere Öffnungszeiten

TANKSTELLENSHOPS. Die Sonntagsallianz – ein Zusammenschluss gewerkschaftlicher und christlicher Organisationen sowie linker Parteien – wehrt sich per Referendum gegen die Liberalisierung der Öffnungszeiten von Tankstellenshops. Die Kirchen sprechen von einem Angriff auf die Familien. Laut Martin Werlen, Abt von Einsiedeln, sind Sonntags- und Nachtruhe zur Erholung da. **sts**

Protestdemo gegen Bischof Huonder

PFARREI-INITIATIVE. Mit einer Wallfahrt nach Chur haben am 13. Januar rund 600 Personen ihre Solidarität mit den Anliegen der Pfarrei-Initiative bekundet. Rund 60 Seelsorgende aus dem Bistum überreichten ihre Briefe mit persönlichen Erklärungen an Bischof Vitus Huonder. **sts**

Christen, ins Abseits gedrängt

VERFOLGUNG. Das christliche Hilfswerk «Open Doors» veröffentlicht alljährlich, wo Christen am stärksten verfolgt werden. Im Weltverfolgungsindex 2013 liegt Nordkorea auf Platz 1 (seit elf Jahren). Auf den weiteren Plätzen folgen Saudi-Arabien, Afghanistan, Irak und Somalia. **sts**

AUCH DAS NOCH

Glocken ja – aber leise bitte!

KOMPROMISS. Seit drei Jahren schwelt in Winterthur ein Glockenstreit. Anwohner der katholischen Kirche Herz Jesu stören sich am Stundenschlag in der Nacht, diejenigen der Kirche St. Josef über das Morgenbüchel. Die katholische Kirchenpflege hat nun eine brillante Lösung gefunden: Sie schlägt vor, das Geläute zu dämmen. Also weiterhin Glockengeläut, aber in Watte gepackt – damit sich die Anwohner keine Watte in die empfindlichen Ohren stopfen müssen. Ob sie dem Angebot zustimmen, ist offen. **sts**



Ganz in Weiss: In den Liturgien der eritreischen Kirche finden die Flüchtlinge in der Diaspora Halt

Eritreer zelebrieren die Kraft des Ritus

MIGRATIONSKIRCHE/ Eine schimmernde Pracht im Weihrauchnebel entfalten die eritreisch-orthodoxen Gläubigen in der reformierten Kirche Schlieren.

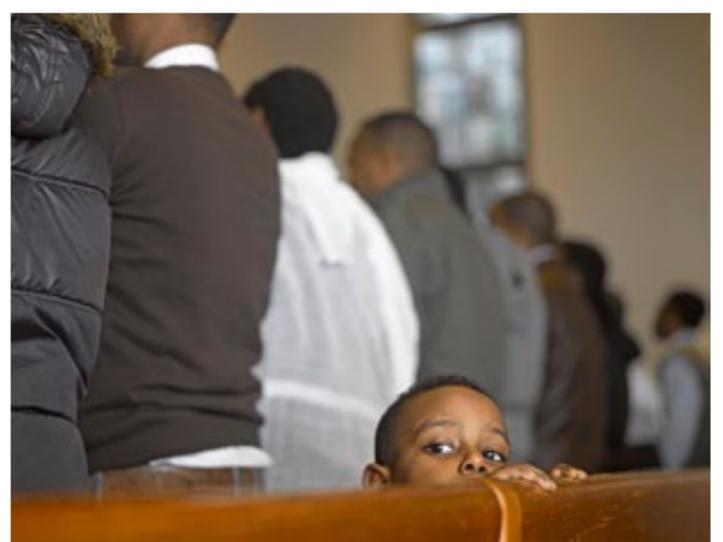
Dutzende von Kinderwagen verkeilen sich unterm Vordach der neuen reformierten Kirche Schlieren. Im Vorraum breitet sich ein Meer von Schuhen aus. Aus dem Kirchenschiff dringen Weihrauchduft und das Dröhnen von Trommeln. Ein Ministrant zieht mit der Bibel von Bankreihe zu Bankreihe. Ehrfurchtsvoll beugen sich die Gläubigen zur Bibel hinab und küssen sie. Der eritreisch-orthodoxe Gottesdienst beginnt.

WANDERN. Manchmal findet die Gemeinde Platz in Zürich-Schwamendingen, manchmal in Schlieren. Es ist eine wandernde, aber eine grosse Gemeinde. «Unser Priester bekommt keinen Lohn», sagt Tesfom Tekeste, Co-Präsident der in einem Verein organisierten Diaspora-Kirche. Diese Kirche fühlt sich dem Patriarchen in Eritrea verbunden. Andere haben sich abgespalten, nachdem der vorherige Kirchenführer – viele sagen unter dem Druck der brutalen Militärdiktatur – plötzlich in der Versenkung verschwunden ist. Tekeste sieht als Gründe hinter dem Schisma mehr die ethnischen und regionalen Verwerfungen zwischen dem Süden und Norden Eritreas. Die CSI, eine Nichtregierungsorganisation, die weltweit Christenverfolgungen dokumentiert, macht dagegen die Willkür des Regimes für die Kirchenspaltung verantwortlich.

JOHLEND. Immer mehr Menschen strömen zwischen sieben und acht Uhr in die Kirche. 300 Personen sind es, die sich an diesem zweiten Januarsonntag hier versammeln. Alle Frauen kommen in Weiss, auch viele Männer umhüllen ihre festlichen Anzüge mit einem durchschimmernd weissen Tuch. Heute steht eine

Hochzeit an. Fotografen und Videofilmer umringen das Brautpaar, das im blauen Brokatkleid in der vordersten Reihe sitzt. Im wechselnden Zwiegespräch geht es zwischen Priester und Bräutigam hin und her. Dann sagt der Bräutigam kräftig sein Jawort. Applaus brandet auf, und auf der rechten Seite, in der durchgehend die in weisses Tuch gehüllten Frauen sitzen, setzt ein freudiges Jauchzen ein. Als dann auch die Braut mit leisem Wispern ihr Bekenntnis zur Ehe abgelegt hat, bekommt sie auf ihre aufwendige Flechtfrisur eine blaue Mütze gedrückt.

KNIEND. Eine eingespielte Zeremonie, die ganz automatisch und mühelos abrollt wie das Kreuzschlagen und Zuhoden-Knien beim Betreten der Kirche. Die kleinen Zeichen des Priesters mit dem Holzkreuz setzen die 300-köpfige Gemeinde beinahe choreografisch in Be-



Von Kindesbeinen an wird der rituelle Reichtum eingeübt

opfer, denen die schwierige Flucht nach Israel gelungen ist.

Die Foltercamps auf dem Sinai

VERSPERRTER WEG. Ein Drama spielt sich in der Wüste der Halbinsel Sinai ab: Schlepper halten auf der ägyptischen Halbinsel Sinai Hunderte von Afrikanern fest. Darunter sind vor allem Eritreer. Viele von ihnen wollen, nachdem die Wege nach Europa via Libyen versperrt sind, nach Israel flüchten. Andere wiederum werden im Sudan entführt und in Gefängnis-camps auf der Sinai-Halbinsel festgehalten. Von mindestens 7000 Getöteten in den letzten fünf Jahren durch die Menschenhändler auf dem Sinai gehen die israelischen «Ärzte für Menschenrechte» aus, die vom reformierten Hilfswerk Heks unterstützt werden. Die israelische Ärzte-Organisation behandelt die traumatisierten eritreischen Folter-

HEISSES PLASTIK. Im Sommer 2012 hat die Schweizer Flüchtlingshilfe mit einer Dokumentation auf das grausame Geschäft der Sinai-Schlepper aufmerksam gemacht. Auch der eritreisch-orthodoxe Verein in Zürich organisierte für zwei auf den Sinai verschleppte Eritreer eine grossangelegte Spendenaktion. Von einem konkreten Fall erzählt Hans Mettler, pensionierter Pfarrer aus Schmerikon. Er setzt sich schon seit Längerem für das Schicksal eines Eritreers ein, der in ein Foltercamp auf dem Sinai geraten ist. Eine Eritreer-Familie aus seiner Gemeinde hat sich wegen eines verschleppten Angehörigen an ihn gewandt, um die ungeheuerliche Summe von 350 000 Dollar zusammenzutragen. «Die Menschenhändler im Sinai haben während

des Telefongesprächs mit seinen Familienangehörigen in der Schweiz heisses Plastik über den Rücken des Gekidnappten gegossen», sagt er. Die Polizei wollte dem Pfarrer erst diese Erpressergeschichte nicht glauben. «Tatsächlich schaut die Weltöffentlichkeit weg und ignoriert die Tragödie, die sich auf dem Sinai abspielt», sagt Mettler.

MORALISCHES DILEMMA. Natürlich habe die Polizei von jeder Geldzahlung abgeraten. «Aber wenn du die Schreie deines Lieblingscousins am Telefon hörst, wirst du solchen teilnahmslosen Ratschlägen kaum folgen», umschreibt Mettler das moralische Dilemma. Er hat sich für das Leben des Einzelnen entschieden und mit Freunden Geld für den Freikauf zusammengetragen. Heute lebt der ausgelöste Eritreer in Kairo. Bisher öffneten sich

aber die Türen der Schweizer Botschaft nicht, damit er einen Antrag auf Einreise aus humanitären Gründen stellen könnte.

VERSKLAVTE SOLDATEN. Der Pfarrer engagiert sich auch gegen die aktuelle Verschärfung des Asylgesetzes, das mit der Streichung der Kriegsdienstverweigerung als Fluchtgrund eine besondere Stossrichtung gegen die Eritreer aufweist. «Wenn gesagt wird, Desertion als Fluchtgrund genügt nicht, machen wir uns keine Vorstellung von der Wirklichkeit Eritreas. Dort werden Menschen beim Militär versklavt», sagt Mettler. Der Militärdienst werde oft willkürlich verlängert, Soldaten zu Zwangsarbeit für einen Hungerlohn in Staatsbetrieben eingesetzt. Sie würden dort gefängnisartig kaserniert, wo sie nur zwei Mal im Jahr ihre Familie besuchen dürften. **BU**

wegung. Andächtig wird gebetet. Gesänge werden angestimmt, rhythmisch wird das Glaubensbekenntnis vorgetragen. Für den Aussenstehenden, dem die religiöse Kultsprache Ge'ez fremd ist, bleibt nur das immer wieder angestimmte, oft lang gezogene Amen verständlich.

SCHLAFWANDELND. Ganz unten sitzen in einem Kellerraum dreissig, vierzig Kinder, singen Lieder, sagen das Glaubensbekenntnis auf. Hier erhalten sie den liturgischen Schliff, der sie später befähigt, schlafwandlerisch dem liturgischen Gesamtkunstwerk zu folgen. Nun füllt sich der Nebenraum. Drei Mütter und ihre Babys nehmen vor einer grauen Plastikwanne Platz. Diakon und Priester umringen das profane Taufbecken unter der silberglitzernden Diskokugel des Jugendraums, stimmen monotone Sprechgesänge an und dann werden die drei nackten Babys von ihnen drei Mal ins Wasser getaucht.

Nach der Taufe geht der Priester nach oben. Der rote Vorhang, der zwischen Kanzel und Liedanzeigetafel gespannt ist, geht zu. Wieder werden Gesänge angestimmt. Das Abendmahl wird vorbereitet. «Unser grosses Geheimnis die Heiligen Kommunion darf sich nicht vor den Augen der Gläubigen abspielen», erklärt Yikaalo Gebremedhin, der im Vorstand des eritreisch-orthodoxen Kirchenvereins aktiv ist.

Ein mit Samt umspannter Kessel bewahrt das geheiligte Fladenbrot. Die frisch Getauften sind die Ersten, die auf den Armen ihrer Mütter kleine Stücken vom Fladenbrot essen.

LACHEND. Nach fünf Stunden endet die Zeremonie mit einer kleinen Prozession am Weiher vor der Kirche. «Das machen wir auch, um an die Taufe von Jesu zu erinnern, die bei uns in Eritrea am 19. Januar als Wasserfest gefeiert wird», sagt Gebremedhin in das ausgelassene Lachen der Menschen hinein, das sich nach der konzentrierten Anspannung der streng formalisierten Rituale breitmacht. **DELFBUCHER**

Den Staat Israel verteidigen oder kritisieren?

NAHOST/ Das Echo auf unser Bethlehem-Dossier zeigt: Die Israel-Palästina-Frage spaltet auch die Kirche. «reformiert.» bringt zwei Exponenten an einen Tisch: Lukas Kundert und Hansruedi Guyer.

GUYER: Eine Frage vorweg. Können wir uns als Pfarrkollegen duzen?

KUNDERT: Meinetwegen. Ich bin Lukas.

GUYER: Freut mich. Ich bin Hansruedi.

KUNDERT: Ich habe auch eine Frage: Bin ich als Israel-Freund zum Gespräch eingeladen worden?

Als Kritiker von prononciert pro-palästinensischen Positionen, die innerhalb der reformierten Kirche vertreten werden.

KUNDERT: Dann möchte ich klarstellen: Ich bin nicht hier, um alle politischen Handlungen Israels zu legitimieren. Mein Anliegen ist es, Doppelstandards aufzudecken, weil Israel ständig an den Pranger gestellt und als Täterstaat verurteilt wird, seine arabischen Nachbarn hingegen als Opfer dargestellt werden.

«Ich habe Angst, dass sich Israel mit seiner Aggressionspolitik zunehmend isoliert.»

HANSRUEDI GUYER

GUYER: Bei aller Kritik an Israel: Ich würde diesem Staat nie das Existenzrecht absprechen. Aber ich habe Angst, dass das Land sich mit seiner Aggressionspolitik zunehmend isoliert, die Wut der Staatengemeinschaft provoziert und letztlich seine Selbstzerstörung heraufbeschwört.

KUNDERT: Was du hier sagst, Hansruedi, ist ungeheuerlich. Wer behauptet, dass Israel mit seinen Handlungen seine künftige Zerstörung selbst verschulde, hat Vernichtungsfantasien. Nur dem Land der Juden spricht man das Recht zur Selbstverteidigung ab. Darf sich Israel etwa nicht wehren?

GUYER: Doch, schon. Aber Israel ist nicht einfach Opfer. Warum setzt Israel immer auf Gewalt? Es ist im Nahen Osten die stärkste, weltweit die viertstärkste Militärmacht.

KUNDERT: Auch das ist eine Fantasie. Israel ist in Wirklichkeit schwach. Der Libanonkrieg gegen die Hisbollah im Jahr 2006 wurde zur Riesenkatastrophe, der Jom-Kippur-Krieg 1973 ging um ein Haar verloren.

Herr Guyer, Sie engagieren sich für das ökumenische EAPPI-Programm (s. Box rechts), das Menschenrechtsverletzungen auf der besetzten Westbank beobachtet. Warum?

GUYER: EAPPI ist ein unparteiisches, gewaltfreies Friedensprogramm der weltweiten Kirche. Seit meinem Studium in Paris 1961/62, wo ich mit dem algerischen Befreiungskrieg konfrontiert war, ist für mich die Befreiung der Dritten Welt wichtig. Daher meine Sympathie auch für die Palästinenser.

KUNDERT: Ist Israel für dich eine Kolonialmacht?

GUYER: Das zionistische Projekt ab 1890 war eine Kolonisierungsbewegung: Die Zionisten kauften Land von türkischen Beys, den Grossgrundbesitzern – die arabischen Fellachen wurden vom Boden vertrieben. Die These des Zionismus war und ist: Da gibt es ein Land ohne Volk für uns Juden, die wir ein Volk ohne Land sind.

KUNDERT: Das ist eine völlige Verkennung der Lage. In Palästina gab es immer Juden. Bereits in der Antike und im Mittelalter wanderten sie ein, im 13. Jahrhundert aus England und Frankreich, im 15. Jahrhundert aus Spanien, Anfang 20. Jahrhundert aus Nordafrika. In den 1950er-Jahren dann kamen Juden aus dem Jemen, dem Iran und Irak, auf der Flucht vor Pogromen.

GUYER: Das ist alles richtig. Und dennoch: Israel negiert das Selbstbestimmungsrecht der Palästinenser – 1948 wurden Hunderttausende vertrieben, heute werden sie durch die Siedler auf der Westbank verdrängt.

Herr Kundert, warum kritisieren Sie das EAPPI-Programm?

KUNDERT: Weil ich den Eindruck habe, dass viele Teilnehmer einseitig skandalisiert aus der Westbank zurückkehren. Natürlich ist das, was dort passiert, die Konsequenz einer Kriegssituation, die nun seit über sechzig Jahren andauert. Das EAPPI-Programm hat blinde Flecken: Israel allein wird als Aggressor hingestellt. Wieso soll es nicht auf Raketenbeschuss und Terror reagieren dürfen?



Streit um Israel: Pfarrer Hansruedi Guyer (l.), Lukas Kundert, Kirchenratspräsident BS

GUYER: Ich bin geprägt von Auschwitz, von der Shoah. Ich stelle mich gegen jeglichen Antisemitismus. Gerade darum kritisiere ich auch die Menschenrechtsverletzungen durch Israel. Wenn ich sehe, wie die Siedler die Palästinenser bedrängen, wenn ich auf Mauern in Hebron «Kill the arabs» lese, habe ich Angst, dass sich Israel radikalisiert, ja faschistisiert.

«Wieso soll Israel nicht auf Raketenbeschuss und Terror reagieren dürfen?»

LUKAS KUNDERT

KUNDERT: Faschistierung Israels? Es ist skandalös, dass du einen solch belasteten Begriff in Bezug auf Israel, den einzigen Rechtsstaat dieser Region, in den Mund nimmst. Gegen diese Wortwahl wehre ich mich vehement. Damit wird das Ziel verfolgt, dem Staat Israel die Existenzberechtigung abzuspochen.

GUYER: Ich will Israel keineswegs delegitimieren. Aber ich will auch nicht über die Arroganz der Besatzungsmacht Israel hinwegsehen. Bildlich gesprochen: Wenn der eine Nachbar ständig in den Garten des anderen eindringt und dessen Beete kaputtmacht oder beschlag-

nahmt, darf er sich nicht wundern, wenn dieser zurückschlägt.

KUNDERT: Ich habe Mühe mit plakativen Argumentationen rund um die israelische Siedlungspolitik. Letzten Sommer hat das oberste israelische Gericht eine illegale Landnahme rückgängig gemacht. Der Rechtsstaat Israel funktioniert. Zudem ist der völkerrechtliche Status der Westbank ungeklärt, so lange ein Friedensabschluss fehlt.

Welche Lösung des palästinensisch-israelischen Konflikts erträumen Sie sich?

KUNDERT: Ich träume nicht für andere. Meine dringende Bitte an uns in der Schweiz: Mischen wir uns doch nicht dauernd ein, und versuchen wir nicht, uns auf Kosten von Israelis und Palästinensern einen Namen zu machen. Wir müssen zu diesem Konflikt endlich eine ähnlich distanzierte und reflektierte Haltung einnehmen wie etwa zum Tschetschenienkonflikt. Und als Kirchen haben wir der wachsenden antijüdischen und antiislamischen Stimmung in der Schweiz entgegenzutreten.

GUYER: Und ich bleibe dabei: Es ist auch im Interesse Israels, wenn wir seine rücksichtslose Politik kritisieren. Israel hat nur eine Zukunft, wenn es mit den Palästinensern und seinen Nachbarstaaten ein friedliches Auskommen findet.

GESPRÄCH: SAMUEL GEISER, MARTIN LEHMANN

EAPPI-Beobachter

SCHUTZ. Der Ökumenische Rat der Kirchen (ÖRK) lancierte 2002 das «Ecumenical Accompaniment Programme in Palestine and Israel» (EAPPI). Im Rahmen von EAPPI reisen internationale Beobachter, darunter auch Schweizerinnen und Schweizer, in die besetzten Gebiete Palästinas. Sie dokumentieren Verstösse gegen die Menschenrechte und gewähren Schutz durch ihre gewaltlose Anwesenheit – etwa bei der Olivenernte (www.eappi.org).

GELD. Das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz (Heks) ermöglicht die Teilnahme von Schweizer EAPPI-Freiwilligen. Die reformierten Landeskirchen der Kantone Aargau, Bern-Jura-Solothurn, Graubünden, Luzern, Schaffhausen, Solothurn und Zürich unterstützen das EAPPI-Programm finanziell. Der Zürcher Kirchenrat kürzte vor Kurzem seinen Beitrag für EAPPI von 15 000 auf 5 000 Franken. SEL

INFORMATIONEN zur Menschenrechtsbeobachtung in Guatemala, Südmexiko, Honduras, Kolumbien und Palästina/Israel: – 9. Februar (13.30), Katholisches Hochschulinstitut (AKI), Hirschengraben 86, Zürich – 16. Februar (13.30), Bildungszentrum WWF, Bollwerk 35, Bern

HANSRUEDI GUYER, 74

war bis zu seiner Pensionierung 2002 Pfarrer in Wetzikon. 2003 war er erstmals als Menschenrechtsbeobachter in Palästina – im Rahmen des ökumenischen EAPPI-Programms (s. Box rechts oben). Seither nahm er vier Mal an einer Olivenernte in der Westbank teil, letztmals 2009.



LUKAS KUNDERT, 46

ist Pfarrer am Basler Münster, Präsident des Kirchenrats der evangelisch-reformierten Kirche Basel-Stadt und Titularprofessor für Neues Testament an der Universität Basel. Er studierte zwei Jahre in Israel und lebte in einem jemenitischen Quartier West-Jerusalems.

«Ich stehe an der Seite des Täters»

VERBRECHEN/ Der Gerichtsprozess in Horgen gegen die Frau, die ihre Kinder getötet hat, schockiert. Ein Gespräch mit Gefängnispfarrer Frank Stüfen, der ähnliche Fälle kennt, über seelische Abgründe und die Ungeheuerlichkeit seiner Arbeit.



«Der Sündebegriff ist heilsam»: Pfarrer Frank Stüfen vor dem Hochsicherheitsgefängnis in Regensdorf

Der Dichter Georg Büchner lässt seinen Woyzeck sagen: «Jeder Mensch ist ein Abgrund: Es schwindelt einem, wenn man hinabsieht.»

Eine Einsicht, zu der Sie in Ihrer Arbeit im Gefängnis auch gelangt sind, Herr Stüfen?

Der Satz sagt nur die halbe Wahrheit. Ich habe gelernt, dass Menschen abscheuliche Taten vollbringen können und gleichzeitig zu Empathie und Liebe fähig sind. Als Gefängnisseelsorger besuchen wir nie Mörder oder Vergewaltiger. Wir besuchen Menschen, die ein Delikt begangen haben. Eine Tat, so schlimm sie auch gewesen sein mag, definiert den Menschen nie vollständig. Im Gefängnis trifft man in der Regel nicht auf Monster, vor deren Abgründen man zurückschrecken müsste, sondern auf Menschen, die – in den Verstrickungen ihres Lebens gefangen – keine vernünftigen Entscheide mehr treffen.

Haben Sie nie Angst vor einem Gespräch?

Ich weiss noch, wie ich vor zehn Jahren ins Untersuchungsgefängnis am Flughafen gerufen wurde. Ich war damals noch Gemeindepfarrer. Ein Aufseher sagte: «Herr Pfarrer, kommen Sie, einem pädophilen Straftäter geht es schlecht.» Da stiegen Bilder in mir hoch, die ich in der Situation gar nicht brauchen konnte. Der Mann war schon zum zweiten Mal in Haft und fürchtete sich vor der Verwahrung. Er heulte und erzählte, wie er ohne Vater aufwuchs und von der Mutter bis ins Alter von vierzig Jahren gezwungen wurde, neben ihr im Ehebett zu schlafen. Wie er in seiner Jugend in einem Heim von älteren Jugendlichen sexuell missbraucht worden war. Da war kein Abgrund.

Oder gleich mehrere Abgründe.

Das stimmt. Aber es waren nicht diejenigen Abgründe, die ich erwartet hatte.

Wenn Sie wissen, wie es zur Tat gekommen ist: Nimmt die Erklärung den Schrecken?

Hier kommt die Ungeheuerlichkeit der Gefängnisseelsorge ins Spiel: Wir stehen an der Seite der Täter. Das verstehen viele nicht. Sie fragen: «Und das Opfer?»

Stünden Sie lieber auf der Seite der Opfer?

Nein. Denn ich begegne nicht einem Täter, ich begegne immer einem Menschen.

«Ich habe gelernt, dass Menschen abscheuliche Taten vollbringen können und gleichzeitig zu Empathie und Liebe fähig sind.»

•••••

Hat sich ein gewisses Verständnis für die Tat bisher immer eingestellt?

Nein. Ich hörte von Taten, die überhaupt nicht mehr nachvollziehbar waren. Wenn die Empathie versagt, hilft das strenge Rationalisieren, um folgen zu können. Solche Fälle sind aber die Ausnahme.

Denken Sie eigentlich nie an die Opfer?

Zugleich mit Opfer und Täter zu arbeiten, ist nicht möglich. Opferarbeit ist wichtig. Nach meiner Erfahrung werden in der Schweiz die Opfer zu wenig betreut. Das hängt mit dem Justizsystem zusammen: Die Strafe steht im Zentrum. Das Opfer wird einvernommen und tritt im Prozess als Nebenkläger auf. Dazwischen ist nichts. In Kanada oder Australien gibt es Entwicklungen in eine andere Richtung.

In welche Richtung denn?

Das Rechtssystem in Australien zum Beispiel wurde von den Aborigines beeinflusst. Die Ureinwohner haben ein ganz

anderes Rechtsverständnis. Sie verstehen eine Tat zuerst als Beziehungsbruch, den die Gesellschaft erlitten hat und den sie heilen muss. Entscheidend ist nicht die Strafe, sondern die Versöhnung zwischen Täter und Opfer. Die Haltung prägt zunehmend auch den Strafvollzug. Kanada hat die Opferarbeit ebenfalls viel stärker institutionalisiert. Es gibt im Justizapparat eine Abteilung, die sich allein um die Opfer kümmert und sie bis zur Freilassung des Täters begleitet.

Mit welchem Ziel?

Aus Befragungen weiss man, dass die Opfer meistens keine höheren Strafen fordern, als die Richter verhängen, aber sie suchen eine Erklärung für die Tat und hoffen auf eine Entschuldigung. Deshalb werden in Kanada auf Wunsch Begegnungen zwischen Opfer und Täter ermöglicht. Natürlich nur unter Aufsicht eines Mediators, damit es zu keiner Retraumatisierung kommen kann. Oft hilft es den Opfern, wenn sie den Tätern die Frage nach dem Warum stellen können.



FRANK STÜFEN, 50

Pfarrer Frank Stüfen ist seit 2009 Leiter der Gefängnisseelsorge der reformierten Landeskirche. Er arbeitet im Gefängnis Pöschwies in Regensdorf. Im letzten Jahr weilte er mehrere Wochen in Kanada, um als Pfarrer im dortigen Strafvollzug mitzuarbeiten. Stüfen verfasst zurzeit zudem ein wissenschaftliches Konzept für die Gefängnisseelsorge mit dem Titel «Freiheit im Vollzug». **FMR**

Unterscheidet sich die Arbeit mit Männern von jener mit Frauen im Strafvollzug?

Ja. In meiner Arbeit ist die Freiheit das bestimmende Thema. Das Erlangen von Freiheit und der Umgang damit. Auch die Einsicht, dass das Leben nicht zwangsläufig so weiterlaufen muss, wie es bisher gelaufen ist. Als ich in einem Frauengefängnis dazu Vorträge gehalten habe, wiesen mich Seelsorgerinnen darauf hin, dass in der Arbeit mit Frauen nicht die Freiheit, sondern die Angst im Mittelpunkt stehe. Die Angst, nicht zu genügen, Angst vor Männern, die Angst vor dem Leben nach der Haftstrafe.

Was unterscheidet die Seelsorge von der Therapie im Strafvollzug?

Ganz entscheidend ist: Über allem schwebt die seelsorgerliche Schweigepflicht. Der Seelsorger ist im Strafvollzug wohl der Einzige, der keine Berichte über die Insassen schreibt. Psychologische Aspekte wie die Verarbeitung der Tat spielen in den Gesprächen zwar eine Rolle – ich frage die Häftlinge immer, warum sie eingesperrt wurden. Doch spirituelle Elemente sind mindestens so wichtig. Segenshandlungen zum Bei-

«Der Seelsorger ist wohl der Einzige im Strafvollzug, der keine Berichte über die Insassen schreibt. Seine Schweigepflicht ist ganz entscheidend.»

•••••

spiel. Wenn ein Insasse in die Freiheit entlassen wird, lasse ich ihn nicht gehen, ohne dass ich ihn segne. Das sind ganz intensive Momente. Häufig hilft auch ein gemeinsames Gebet, oder dass ich dem Gefangenen verspreche, dass ich für ihn beten werde.

Welche Rolle spielen für Sie theologische Begriffe wie Sünde und Vergebung?

Sie sind absolut zentral. Häftlinge, die für religiöse Empfindungen empfänglich sind, können an einen vergebenden Gott glauben. Und sie können nachvollziehen, dass mit der Verbüßung der Strafe die Tat gesühnt ist und die Resozialisierung beginnt. Die Versöhnung mit dem Opfer bleibt für praktisch alle Täter das, was sie über all die Jahre von sich wegschieben möchten. Auch die Versöhnung mit sich selbst fällt ihnen wahnsinnig schwer. Sich selber zu vergeben, ist aber Bedingung für das Weiterleben. Gemeint ist nicht die Einstellung: Mir ist wurst, was damals passiert ist. Sondern: Die Tat war furchtbar und hatte massive Konsequenzen für viele Menschen. Sie bleibt immer Teil der Biografie. Doch der Täter hat auch das Recht weiterzuleben.

Wie steht es mit der Sünde?

Ich finde den Sündebegriff heilsam: Sünde definiert als das, was uns trennt von Gott in unserem Denken, Handeln und Lassen. Oder wie der gute alte Paulus sagt: «Wir sind allzumal Sünder vor Gott.» Wir sind nicht fähig, die Gottesbeziehung von unserer Seite her aufrechtzuerhalten, und sind angewiesen auf jemanden, der für uns eintritt: Christus. Diese Einsicht hilft, dass wir uns nicht über andere erheben.

Und noch eine grosse Frage zum Schluss: Gibt es das Böse?

(schweigt lange) In mir kämpft, wie ich die Frage beantworten soll. Ob es das Böse gibt, weiss ich nicht. Was ich erlebe, ist, wie Männer mit ihren inneren Dämonen kämpfen. Menschen, die ihre Fesseln zerreißen und wieder gebunden werden. Da gedeiht durchaus Besessenheit. Es stimmt: Menschen tun unfassbar böse und grausame Dinge. Aber das heisst nicht, dass sie böse sind. Weil – und das ist meine gute christliche Anthropologie – sie Ebenbilder Gottes sind, wenig geringer gemacht als die Engel. Daran halte ich fest durch alles hindurch. Die Haltung ist entscheidend für meine Arbeit. **INTERVIEW: FELIX REICH**

Ein spätes Geständnis vor Gericht

Im März 2010 hatte die Frau noch abgestritten, ihre Zwillinge getötet zu haben. Das Gericht in Horgen verurteilte sie trotzdem. Im letzten Dezember musste der Prozess neu aufgerollt werden, weil die Angeklagte ungenügend verteidigt worden war.

MORD. Die neue Verhandlung begann mit einem überraschenden Geständnis: Die Frau gestand nicht nur, im Dezember 2007 ihre achtjährigen Zwillinge im Schlaf erstickt zu haben, sondern im Juni 1999 auch ihre kleine Tochter getötet zu haben. Die Gerichtsmediziner waren damals von einem plötzlichen Kindstod ausgegangen. Sie könne «mit ihrer Schuld nicht mehr leben», begründete die 39-Jährige ihr spätes Geständnis.

URTEIL. Angesichts der neuen Erkenntnisse wurde die Verhandlung vertagt. Der Staatsanwalt musste eine neue Anklage verfassen. In diesen Tagen wurde der Prozess erneut aufgenommen. Der Zeitplan des Gerichts sah vor, dass am 29. Januar ein Urteil gesprochen wird. 2010 war die Angeklagte wegen mehrfachen Mordes zu einer lebenslänglichen Gefängnisstrafe verurteilt worden. Fünf Jahre sitzt sie bereits im Gefängnis, seit Februar 2012 im vorzeitigen Strafvollzug in Hindelbank. **FMR**

VORBILDlich/ Sie teilen ihr Haus, ihr Wissen, ihr Geld: Beat Feurer, Simone Glinz, Marc van Wijnkoop
NACHDENKLICH/ Er warnt vor einer zunehmend egoistischen Gesellschaft: Pedro Lenz



wer trinkt immer mein en sekt weg ?
ich
warum nimmst du nicht milch ?
hör auf zu stress en !
kauf selbst wein oder bier !
kein geld seufz
lieber von mir nehmen ja ?
ich bin für teilen was dein ist ist mein
stinkt extrem nach
idiot
alles gratis oder was ?

Bananen!
!?

Meins und deins

HAB UND GUT/ «What's Mine Is Yours» (Was mir gehört, gehört auch dir) heisst ein aktueller Bestseller der amerikanischen Trendforscherin Rachel Botsman, und auch das deutsche Magazin «Der Spiegel» prophezeit die Renaissance des Tauschens und Teilens. Beginnt nach der Zeit des Besitzen- und Habenmüssens jene des Geben- und Schenkens? «reformiert.» hat sich umgehört – und präsentiert ein Dossier über den Charme und den Stress des Teilens.

Wir teilen. Sie auch?

GELD UND GEIST/ Der eine teilt seine Wohnung mit einer ausländischen Familie, die andere ihr Wissen mit der weltweiten Internet-Community, der Dritte seinen Lohn mit weniger Begüterten: Drei Beispiele sinnvollen Teilens. Und drei Belege für die Behauptung, dass Teilen nicht nur sinnvoll ist, sondern auch glücklich macht.



«Ich versuche ganz einfach, offen zu leben»: Beat Feurer mit «seinen» Kindern

Wie man Wohnraum teilt

Wer seine Wohnung kurz- oder längerfristig mit anderen teilen möchte – sei, weil sie zu gross geworden ist, sei, weil man sie eine Zeit lang nicht selbst bewohnt –, bekommt in der Schweiz von verschiedenen Organisationen Unterstützung. Zwei der bekanntesten Angebote sind der Service «Wohnen für Hilfe» (für Senioren, Studierende und Einelternfamilien) und das Projekt «Mitwohnservice», das in elf Städten eine grosse Anzahl von befristet leer stehenden Wohnungen anbietet. RJ

www.comiva-plus.ch
www.ums.ch

Der SVP-Politiker, der sein Haus teilt

WOHNRAUM/ Beat Feurer lebt seit zwanzig Jahren in einer Wohngemeinschaft: Der frisch gebackene Bieler SVP-Gemeinderat teilt sein Haus mit einer tamilischen Familie.

Es war ein Bild, das sich kein Fotograf entgehen lassen wollte: Beat Feurer, umringt von jubelnden Parteikollegen und flankiert von zwei dunkelhäutigen Kindern, um die er väterlich den Arm legte. Es war im letzten September, Wahnacht in Biel, und der 52-Jährige hatte soeben erfahren, dass er in die Stadtregierung gewählt worden ist, als erster SVP-Politiker überhaupt. Auf dem Bild strahlt er noch etwas ungläubig, die beiden Kinder, die dreizehnjährige Jemira und der zehnjährige Joel, blicken mit grossen Augen leicht gelangweilt in die Runde. Wie das Teenager im Kreis von Erwachsenen halt so tun.

FAMILIENMENSCH. «Ja, die Kinder interessieren sich nicht sonderlich für mein politisches Engagement», schmunzelt Beat Feurer nachsichtig. Wichtiger sei ihnen, ob er Zeit habe für sie: Zeit fürs Aufgabenmachen, fürs Kochen, fürs Fussballspielen im Garten. Oder für gemeinsame Ferienreisen.

«Die Kinder» sind allerdings nicht Beat Feurers Kinder, sondern jene der tamilischen Familie, die seit Jahr und Tag mit Feurer unter einem Dach wohnt. Joel, Jemira und ihr vierzehnjähriger Bruder Josha sind zusammen mit ihren Eltern Beat Feurers «Familie». Und sein «wahrer Reichtum im Leben».

PARADIESVOGEL. Beat Feurer ist Immobilienreuhänder und befürwortet Fussgängerzonen, er ist bekennender Schwuler und SVP-Mitglied. Einige nennen ihn einen Paradiesvogel. Wohl vor allem, weil er etwas tut, was kaum einer zu tun bereit ist: Feurer teilt sein Haus. Auf dem Türschild fehlt sein Name – obwohl das Backsteinhaus am Bieler Stadtrand ihm gehört: «Stimmt», stellt er trocken fest, «das sollte ich wohl mal ändern.»

Beat Feurer bewohnt mit seinem Partner bloss zwei Parterrezimmer. «Die Familie» wohnt oben, im geräumigeren Teil des Hauses. Die beiden Wohnteile sind nicht voneinander abgetrennt. Man hört

sich, man riecht sich, man bekommt so einiges voneinander mit. Aber man lernt auch voneinander, sagt Feurer und lacht herzlich: «Ich zum Beispiel musste merken, dass ich ein ziemlicher Bünzli sein kann, der es furchtbar gerne ordentlich hat.» Und die Tamilen? «Die mussten lernen, dass sie in meiner Küche nicht auf allen Herdplatten gleichzeitig kochen und brutzeln und alles voll dampfen können.»

NONKONFORMIST. «Eine gewachsene Geschichte» nennt Beat Feurer seine Wohnform. Er, der als junger Mann Betreuer in Asylbewerberunterkünften war und ein Jahr in indischen Slums lebte, wollte nach seiner Rückkehr nach Biel einer Flüchtlingsfamilie praktisch helfen. Er nahm seinen tamilischen Kollegen und dessen Freundin bei sich in der Zweizimmerwohnung auf. Die Hausgemeinschaft wuchs, drei Kinder kamen zur Welt, man zog mehrmals um, aber blieb immer zusammen. Auch als Feurer vor einigen

Jahren sein Coming-out hatte und nun auch noch sein Partner in die Wohngemeinschaft einzog.

IDEALIST? «Ganz problemlos ging das damals natürlich nicht», gibt Feurer unumwunden zu. Erst dem Partner klarzumachen, dass er nur im Multipack zu haben sei, und dann der tamilischen Familie zu gestehen, dass er einen Mann liebe, sei nicht einfach gewesen. Aber Feurer hats geschafft. Die Gemeinschaft hat gar die kürzlich erfolgte Scheidung des tamilischen Ehepaars überlebt. Feurer ist überzeugt, dass ihr Experiment hundertprozentig gelungen sei.

«Man lernt voneinander. Ich zum Beispiel musste merken, dass ich ein ziemlicher Bünzli sein kann.»

BEAT FEURER

Ist er ein Idealist? Nein, sagt er, er versuche einfach, offen zu leben. Und was würde er nie teilen? Beat Feurer muss lange nachdenken. Dann sagt er dezidiert: «Das Auto!» RITA JOST



«Ein «Lohnteil» führt Menschen zusammen: Marc van Wijnkoop Lüthi und Christine Lüthi mit Tochter Jeanne

Der Theologe, der seinen Lohn teilt

PORTEMONNAIE/ Marc van Wijnkoop Lüthi will mit dem «Lohnteil» etwas gegen ungleiche Einkommen tun. Warum es einfach und doch so schwierig ist, andere an seinem Verdienst teilhaben zu lassen.

«Ich bin ein Sinnierer und Projektler», sagt der Theologe und Cellist Marc van Wijnkoop Lüthi, 49, Leiter der praktischen Ausbildung der reformierten Pfarrpersonen im Kanton Bern. Schon immer habe er über das Teilen nachgedacht, wie es Jesus in den Evangelien vorlebte, im Speisungswunder etwa: «Mich fasziniert die Idee, Ungleiches so zusammzusetzen, dass es zusammen-

spielt.» Zum Beispiel ungleiche Löhne. Auf die Idee kam Marc van Wijnkoop Lüthi in Rumänien, wo er zwischen 1999 und 2002 an der lutherischen Fakultät in Sibiu Theologie unterrichtete. «Ich sah, wie meine rumänischen Kollegen unter den westlichen Almosen litten: unter den Spenden, die ihnen zwar Forschungsaufenthalte im Ausland ermöglichten, sie aber auch abhängig machten.» Für Marc

van Wijnkoop und seine Frau Christine Lüthi ein Schlüsselereignis: Sie diskutierten, «ob dieses Unbehagen nicht in einem klugen und balancierten System aufzufangen wäre». Am Familientisch in Sibiu wurde die Idee des «Lohnteil» geboren – und, zurück in der Schweiz, modellhaft umgesetzt. Van Wijnkoop-Lüthi (Monatseinkommen: 7000 Franken) vereinbarten mit einer rumänischen Familie

(Monatseinkommen: 200 Euro), je drei Prozent ihres Lohns in eine gemeinsame Kasse zu geben: also 210 Franken die einen, 6 Euro die anderen. Von diesem Betrag nahmen dann beide Seiten je die Hälfte. Drei Jahre lang, bis 2005, spielte dieser «Lohnteil»: «bis die rumänische Partnerfamilie fand, sie wolle und könne jetzt auf den Zustupf verzichten».

EINBLICK. Ja, ein «Lohnteil» bringe einen Zustupf für jene mit dem kleinen Portemonnaie. Darüber hinaus aber beiden Partnern Einblick in die Lebenssituation des andern. «Beide geben prozentual gleich viel von ihrer Lebenskraft in die Kasse. Beide erleben sinnlich, dass hinter dem Lohnunterschied nicht eine Leistungs-, sondern eine Systemdifferenz steckt», sagt Marc van Wijnkoop. «Teilen ist nicht Spenden: Wer spendet, muss oder will nicht wissen, wie es auf der andern Seite aussieht. Wer teilt, schon.»

EINSICHT. Und just diese «Verbindlichkeit und Offenheit» sei wohl der Grund, dass der «Lohnteil», den van Wijnkoop seit 2012 mit einem Verein propagiert (s. Box rechts), in der Schweiz nicht recht Fuss fasst. «Man muss innere Widerstände überwinden, wenn man sein Lohnkonto aufdecken und eine längere Verpflichtung eingehen will.» Kommt dazu, dass eben jeder, auch jener mit dem grossen Lohn, «sein Budget meist voll ausschöpft».

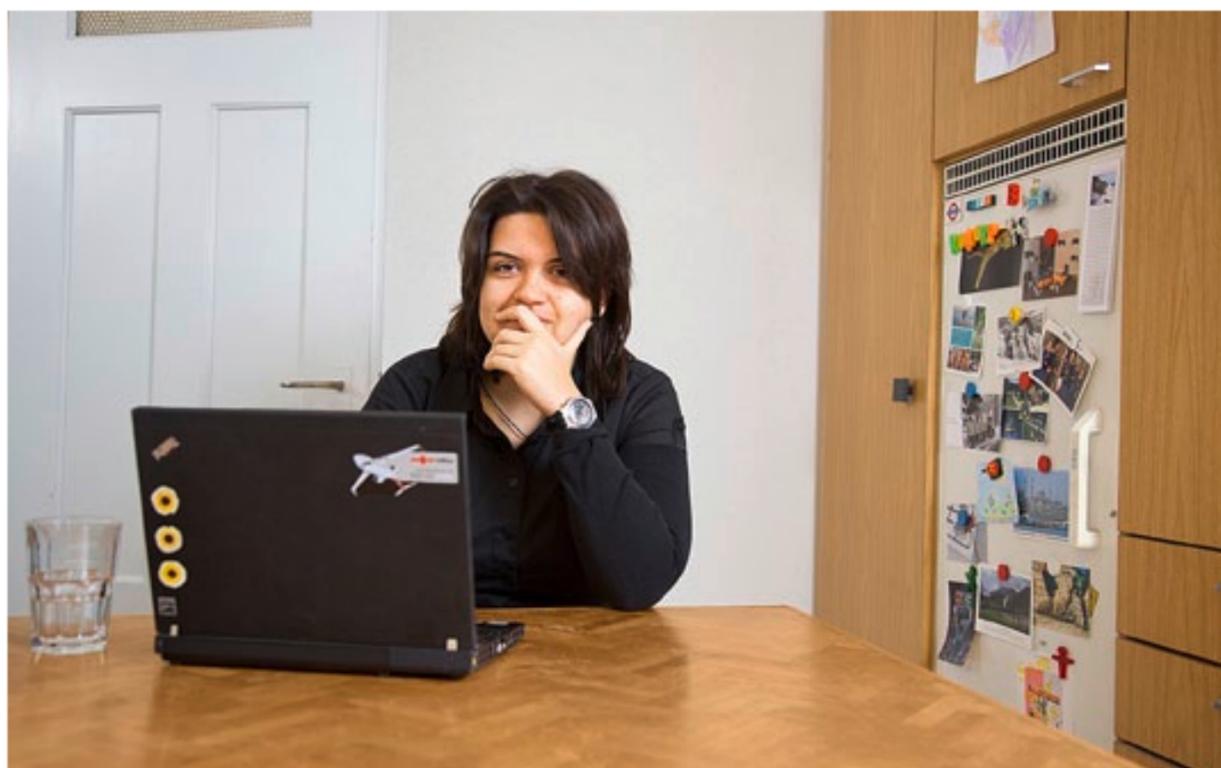
Und doch: Marc van Wijnkoop glaubt an die Idee, «die so einfach klingt und so schwer umzusetzen ist». Denn an Visionen mangelt es ihm nicht. Wie wärs mit einem «Lohnteil» zwischen Architekten-, Lehrer- oder Pfarrteams in verschiedenen Ländern? Oder firmenintern zwischen oberem Kader und unteren Chargen? Oder parteiintern zwischen Bundesrat und Dorfparteisekretär? Oder zwischen Banker und Künstlerin?

«Ein «Lohnteil» führt Menschen zusammen, die sich sonst nie begegnen würden.» **SAMUEL GEISER**

Wie man Löhne teilt

Der Verein «Lohnteil» regt an, dass Menschen mit ungleichen Löhnen ein Teil ihres Einkommens miteinander teilen. Sie verhandeln eine Laufzeit des «Teils», legen den Lohnprozentsatz fest und bezahlen monatlich ihren Anteil in den gemeinsamen Korb: die vermögendere Seite mehr, die bedürftigere weniger, aber beide denselben Anteil ihrer Arbeitskraft. Und dann wird geteilt.

www.lohnteil.ch



«Ich hoffe, dass Open Source in zwanzig Jahren so bekannt ist wie heute das Bio-Label»: Simone Glinz

Die Informatikerin, die ihr Wissen teilt

SOFTWARE/ Simone Glinz setzt sich in ihrer Freizeit dafür ein, Software weiterzuentwickeln. Davon profitieren User auf der ganzen Welt: Privatpersonen, Organisationen, Firmen.

«Ich bin nicht gegen die Marktwirtschaft. Und Microsoft und Apple sind auch nicht per se böse»: Gleich zu Beginn des Gesprächs macht Simone Glinz klar, dass sie sich nicht dem antikapitalistischen Lager zuordnen lässt. Trotzdem geht die 25-jährige Frau aus Uster auf Distanz zu den grossen Softwareanbietern: «Viele Leute finden Windows oder Mac einfach toll, aber es fehlt ihnen das Bewusstsein,

dass sie sich in Abhängigkeit der Computerkonzerne begeben und dass es Alternativen zu deren teurer Software gibt.»

FASZINIERT. Für die Programmiererin ist Informatik sehr viel mehr als bloss eine simple Anwendung von kommerzieller Computersoftware. Sie ist fasziniert von der Herausforderung beim Lösen von Programmproblemen; viele Stunden hat

sie schon mit der Weiterentwicklung frei verfügbarer Software verbracht. Hat sie eine Lösung gefunden, stellt sie diese ins Internet. Danach kann, entsprechend der Open-Source-Philosophie, davon profitieren, wer immer will. Simone Glinz teilt so freiwillig ihr Wissen mit der Gesellschaft. Aus idealistischen Gründen gibt sie einen Grossteil ihrer Freizeit dafür her – ohne finanzielle Abgeltung.

ENGAGIERT. Vor acht Jahren, noch während der Lehre, rutschte sie mehr oder weniger zufällig in die Open-Source-Gemeinschaft hinein. Nachdem sie Linux installiert hatte – ein modular aufgebautes Betriebssystem, das von Softwareentwicklern und Freiwilligen auf der ganzen Welt kreiert worden ist und permanent weiterentwickelt wird –, wusste sie irgendwann nicht mehr weiter. Im Internet fand sie Rat, die weltweite Linux-Community bot ihr Hilfe an. Später trat sie der Swiss Open Systems User Group (Verein ch.open) bei, die sich die Förderung von freier Software auf die Fahne geschrieben hat. Und dort wirkte sie jahrelang ehrenamtlich im Vorstand mit: als jüngstes Mitglied und erste Frau.

MOTIVIERT. Natürlich steckt hinter Simone Glinz' Engagement nicht nur Idealismus, sondern auch Eigennutz: Das erworbene Wissen hilft ihr beruflich weiter, zudem konnte sie ihre Eigeninitiative und Selbstständigkeit weiterentwickeln. «Und ich lernte auch, mit Frustrationen und Scheitern umzugehen.»

Simone Glinz bricht auch eine Lanze für die Hacker. Diesen hafte landläufig ein negatives Image an: jenes von Kriminellen, die in Netzwerke eindringen und dort Zerstörung anrichten würden. Für die Open-Source-Gemeinde hingegen sind Hacker unabhängige Querdenker, die hartnäckig an Softwareproblemen herumtüteln, diese möglichst elegant zu lösen versuchen und sie anschliessend mit der Gesellschaft teilen.

Ihre Hauptaufgabe sieht Simone Glinz darin, die junge Generation der Computereinsteiger mit der etwas älteren Generation von ch.open zusammenzubringen. Dass Open Source bei den Endanwendern nach wie vor wenig bekannt ist, führt sie vor allem auf das fehlende Supportangebot zurück. Das möchte sie ändern: «Meine Vision ist, dass Open Source in zwanzig Jahren so bekannt ist wie heute das Bio-Label.»

STEFAN SCHNEIDER

Wie man Software teilt

Unter Open Source (dt.: offene Quelle; man spricht auch von «freier Software») versteht man ein Konzept, wonach Computerprogramme mit ihrem Quellcode – also mitsamt dem in der Programmiersprache definierten Inhalt – ausgeliefert werden. So hat der User die Möglichkeit, die Software zu benutzen, zu kopieren, zu verändern und beliebig weiterzugeben. **STS**

www.ch-open.ch

«Notfalls teile ich sogar meine Zahnbürste»

INTERVIEW/ Das Bewusstsein, dass man mit den Bedürftigen teilen soll, gehe zusehends verloren, sagt der Schriftsteller Pedro Lenz. Ein Gespräch in der Beiz – über Habgier und Solidarität, die Steuererklärung und das Wunder des Teilens.



«Teilen können ist nicht angeboren, sondern eine kulturelle Errungenschaft»: Pedro Lenz, Schriftsteller

Zum Einstieg ein bisschen Bibelepexese, Pedro Lenz: Legen Sie bitte den Text über die «wundersame Brotvermehrung» aus (s. Box). Den kenne ich gut. Die Geschichte gefällt mir irrsinnig, weil sie so bodenständig ist. Es geht um ein ganz praktisches Problem: Da sitzen Menschen, und die haben vom langen Zuhören Hunger. Es ist wie an einem Openair: Viele Leute sind beieinander, doch der Bratwurststand fehlt. Was tun? Jesus fordert seine Jünger auf, das Wenige, was sie mitgenommen haben, zu verteilen. Und jetzt geschieht tatsächlich ein Wunder – aber das besteht nicht darin, dass Jesus auf miraculöse Art und Weise Brot und Fisch vervielfacht, sondern dass alle Leute zu teilen beginnen. Wie Jesus packen auch sie ihr Mitgenommenes aus und reichen es herum. Niemand schaut nur für sich, niemand hamstert auf Vorrat, niemand geizt mit seinen Sachen. Man teilt.

Und das ist ein Wunder?

Ja. Im Alltag nehmen wir oft mehr, als wir bräuchten. Wenn etwas gratis ist, sowieso. In der Bibelgeschichte jedoch nehmen alle mit Mass und teilen das Ihrige. Von Raffgier keine Spur, niemand hat Angst, zu kurz zu kommen.

Diese Angst beobachten Sie heute?

Wenn ich heute aufs Tram warte, dann steige ich, wenn ich nicht die Ellbogen ausfahre, bestimmt als Letzter ein, auch wenn ich vielleicht zuerst da war. Die Leute haben Angst, dass sie zu kurz kommen, und wer Angst hat, wird rücksichtslos.

Schon kürzlich haben Sie in der «Zeit» über die Entsolidarisierung, die Rücksichtslosigkeit, die Ellbogengesellschaft geklagt. Sind Sie ein Kulturpessimist?

Ich finde nicht, früher sei alles besser gewesen. Aber es läuft in unserer Gesellschaft einiges falsch.

Nämlich?

Die Leute wissen zum Beispiel nicht mehr, was privat und was öffentlich ist. Sie machen intimste Dinge öffentlich: Sie zeigen via Facebook der halben Welt ihre Ferienbilder oder geben über die Änderung des Beziehungsstatus bekannt, dass sie sich getrennt haben. Gleichzeitig belegen sie den öffentlichen Raum, als wäre er ihre Stube: Sie setzen sich in den Zug, ziehen die Schuhe aus, mampfen ihr Sandwich – benehmen sich also, als sässen sie daheim auf dem Sofa. Oder sie gehen im Morgenrock und mit den Adiletten zum Bahnhofskiosk, um eine Zeitung zu kaufen. Sie merken nicht mehr, wo der private Raum aufhört und der öffentliche beginnt – und umgekehrt.

Hoppla: Schriftsteller Pedro Lenz ärgert sich über fehlende Manieren seiner Mitbürger.

Es geht um mehr als um Anstand. Wenn private und öffentliche Sphäre verwischt werden, fehlt das Bewusstsein, was Öffentlichkeit überhaupt ist: nämlich Gemeinschaft, Gemeinwesen. Die Verantwortung füreinander geht verloren, man versteht sich nicht mehr als Teil eines Ganzen. Ich höre hier in der Beiz oft, wie Leute über die Steuern fluchen. Die wissen nicht mehr, was Steuern sind!

Was sind denn Steuern?

Steuern zahlt man, damit die Öffentlichkeit aufrechterhalten werden kann. Damit wir zusammenleben können. Ich jedenfalls zahle gerne Steuern, weil mein Geld auch jenen zugutekommt, denen es schlechter geht. Ich bin so erzogen worden – in der Familie, auch im kirchlichen Unterricht: dass man mit den Zukurzgekommenen teilen soll. Dieses Verständnis geht allmählich verloren. Heute ist einer, der nichts hat, ein Loser, ein Versager, ein Verlierer. Man fühlt sich nicht mehr verantwortlich für ihn; ja, man hat Angst, er nehme einem etwas weg. Dass sich unsere Gesellschaft entsolidarisiert, merkt man spätestens am Umgang mit Asylsuchenden: Der ist ein Hohn.

Kann man das Teilen lernen?

Man kann und man muss. Teilkönnen ist nicht angeboren, es ist eine kulturelle Errungenschaft. Aber das Wissen, teilen zu müssen, schwindet. Die Vorbilder in Wirtschaft und Politik – von Marcel Ospel über Konrad Hummler bis Silvio Berlusconi – sind Repräsentanten der Gier, und sie werden für ihre zweifelhafte Geldscheffelei auch noch bewundert.

Was teilen Sie?

Meine Wohnung, wenn jemand ein Bett braucht. Sogar die Zahnbürste, wenn der Gast keine dabei hat. Mein Geld: Bettler kriegen regelmässig Stutz, Hilfswerke auch. Und wenn mich ein Freund anpumpt, dann bekommt er das Geld, ohne dass er versprechen muss, dass er es zurückzahlt. Er soll nicht die Strassenseite wechseln müssen, weil er in meiner Schuld steht. Geld ausleihen kann Freundschaften zerstören.

Wundersame Brotvermehrung

«Als es Abend wurde, kamen die Jünger zu ihm und sagten: Der Ort ist abgelegen, und es ist schon spät geworden. Schick doch die Menschen weg, damit sie in die Dörfer gehen und sich etwas zu essen kaufen können. Jesus antwortete: Sie brauchen nicht wegzugehen. Gebt ihr ihnen zu essen! Sie sagten zu ihm: Wir haben nur fünf Brote und zwei Fische bei uns. Darauf antwortete er: Bringt sie her! Dann ordnete er an, die Leute sollten sich ins Gras setzen. Und er nahm die fünf Brote und die zwei Fische, blickte zum Himmel auf, sprach den Lobpreis, brach die Brote und gab sie den Jüngern; die Jünger aber gaben sie den Leuten, und alle assen und wurden satt. Als die Jünger die übrig gebliebenen Brotstücke einsammelten, wurden zwölf Körbe voll. Es waren etwa fünftausend Männer, die an dem Mahl teilnahmen, dazu noch Frauen und Kinder.» (Matthäus 14, 15–21)

Grosszügig zu sein, habe ich übrigens nicht bei den Reichen gelernt, sondern bei den Armen: auf dem Bau, bei den spanischen Saisoniers. Die haben die Runden in der Beiz bezahlt, ohne stets argwöhnisch nachzufragen, ob nicht vielleicht ein anderer an der Reihe wäre.

Und was teilen Sie nicht?

Meine Freundin. Ich will mich emotional nicht überfordern.

Und wie stehts mit Ihren eigenen Werken? Sobald es um das Urheberrecht geht, wollen Kulturschaffende nur ungern teilen.

Das Urheberrecht ist Teil meines Lohns: Wenn ich ein halbes Jahr an einem Buch arbeite, habe ich so lange keine Einkünfte; ich bin darauf angewiesen, dass mein Buch verkauft und nicht einfach frei zugänglich ins Netz gestellt wird. Gleichzeitig müsste man darüber diskutieren, ob das Urheberrecht nicht auch mal auslaufen kann. Warum soll ich, wenn die Verkäufe des Buchs meinen Aufwand gedeckt haben, noch weitere zehn Jahre davon profitieren können? Warum darf Paul McCartney noch fünfzig Jahre später vom Erfolg der Beatles zehren? Euch beiden zahlt man in zehn Jahren ja auch nicht noch einmal den Lohn für den Januar 2013, auch wenn ihr jetzt vielleicht grad eine ganz besonders gelungene «reformiert.»-Ausgabe macht ...

INTERVIEW: MARTIN LEHMANN, FELIX REICH

PEDRO LENZ

ist einer der aktuell erfolgreichsten Schweizer Autoren. Sein Bestseller-Mundartroman «Dr Goalie bin ig» ist derzeit auf der Bühne des Berner Stadttheaters zu sehen und wird demnächst auch verfilmt. Pedro Lenz, in Langenthal aufgewachsen, machte zuerst eine Lehre als Maurer und war dann mehrere Jahre als katholischer Jugendar-

beiter tätig. 1995 holte er die Matura nach, seit 2001 lebt er vom Schreiben. Zusammen mit dem Schriftsteller Alex Capus und dem Journalisten Werner de Schepper hat der 47-jährige Lenz das Restaurant Flügelrad in Olten gekauft. Hier wohnt er nun, schaut den Leuten aufs Maul – und empfängt Journalisten zum Gespräch. **MLK**

www.pedrolenz.ch

Einfach nur eine Matratze

DIAKONIE/ Im Moment ist es zu kalt, um draussen zu schlafen. Obwohl die Stadt das nicht will, richten christliche Hilfsstellen mehr Notplätze ein.



Die Notunterkunft in der ehemaligen Lukaskapelle

Es ist eiskalt an diesem Freitagabend. In den Grünanlagen im Zürcher Kreis 4 sind viele Gewächse warm eingepackt. An der Brauerstrasse 60, einer Liegenschaft der Evangelischen Gesellschaft des Kantons Zürich, richten vier Männer in der Lukaskapelle ein einfaches Nachtlager ein: dreissig Schlafplätze, Matratzen ohne Leintücher, je eine Armeewoldecke. In diesem grossen Saal wurde am 1. Juli 2012 der letzte Gottesdienst gefeiert. Im Sommer wird das Haus abgerissen.

NEUE ARMUT. Wenn es wärmer ist, verbringen viele Obdachlose in Zürich die Nacht draussen, jetzt ist das viel zu gefährlich. Die Notschlafstellen sind voll. Darum haben die Stadtmission und die Sieberwerke am 18. Januar an der Brauerstrasse die provisorische Übernachtungsmöglichkeit «Biwak» eröffnet. Mit ihren dreissig Plätzen, den zwölf provisorischen der Heilsarmee und den fixen Angeboten gibt es nun rund hundert Schlafgelegenheiten in Zürich.

Ein Grund, warum die Übernachtungsmöglichkeiten nicht ausreichen, ist die wachsende Zahl von europäischen Arbeitssuchenden. Sie kommen aus Osteuropa, Rumänien, Bulgarien, manchmal Polen, immer häufiger auch aus Wirtschaftskrisenländern wie Spanien. Sie reisen mit ihrem letzten Geld an, in der Hoffnung, hier Arbeit zu finden. Viele von ihnen sprechen kein Deutsch, haben keine ausreichende Ausbildung. Wenn sie sich hilfesuchend an Kirchengemeinden wenden, werden sie ins Café Yucca, die Anlaufstelle der Stadtmission

geschickt. «Wir machen den Leuten nie falsche Hoffnungen. Oft helfen wir ihnen, ihre Rückreise zu bezahlen», sagt Regula Rother, Leiterin der Stadtmission.

MINIMALE HILFE. Trotz dieser pragmatischen Haltung der christlichen Hilfsstellen ist die Stadt gegen das Notschlafangebot «Biwak». Zürich will unattraktiv sein für «Menschen ohne berufliche Perspektiven», es wird eine «Sogwirkung» befürchtet. Regula Rother reicht trotzdem bei der Stadt ein Gesuch um Mitfinanzierung ein. Die Sogwirkung sieht sie anderswo als in ein paar Notschlafplätzen im Winter. Die reiche Schweiz, das Zürich der Banken, die Schwarzarbeit ...

Für das Betreuerenteam an der Brauerstrasse – Professionelle und Freiwillige – ist das Argument der Sogwirkung eine Farce. Die Kältepatrouille der Stadt (sie ist nur bis Mitternacht unterwegs) bringe die Leute meist sowieso in die christlichen Notunterkünfte. Das Angebot im «Biwak» finden die vier genau richtig: Eintritt ab 21 Uhr, Nachtruhe um 23 Uhr, kein Abendessen, keine Dusche, ein einfaches Frühstück, um 8 Uhr Schluss.

SCHWERE HEIMKEHR. Kurz nach 21 Uhr trifft der erste Übernachtungsgast ein. Ein junger Rumäne, zurückhaltend, höflich, niedergeschlagen. Er wird am nächsten Morgen früh per Bus die lange Rückreise in seine Heimat antreten. Leise sagt er auf Englisch: «Ich habe acht Monate lang alles versucht, aber keine Arbeit gefunden.» Zu Hause in Rumänien wird er weitersuchen.

CHRISTA AMSTUTZ

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI
ist Publizist
und Buchautor



Der schweigende Ruf des Gähnens

RÄTSEL. Die Fische tun es, die Vögel, die Mäuse, die Pferde, die Hunde – und die Menschen tun es auch. Warum sie es tun, ist bis heute nicht klar. Das Gähnen bleibt für die Wissenschaft ein Rätsel. Ein Mensch gähnt durchschnittlich zehnmal pro Tag und beginnt damit schon als Fötus im Mutterleib.

Es gibt eine Reihe von Theorien, welche das Phänomen zu erklären versuchen. Doch jede hat sich bisher als falsch erwiesen. Auch die beliebte These vom Sauerstoffmangel ist mittlerweile widerlegt. Kurz: Das Gähnen scheint keine für den Körper notwendige Funktion zu haben.

REFLEX. Ausgelöst wird der seltsame Reflex besonders bei Müdigkeit oder Langeweile. Es beginnt mit einem leichten Ziehen zwischen Rachen und Ohren. Wenn dieses stark genug ist, öffnet sich der Mund, und zwar ziemlich weit, während die Lungen tief Luft einsaugen. Gähnkünstler verbinden das Ganze mit einem Laut oder einer kleinen Melodie. Das eignet sich übrigens auch, um abendliche Gäste zu vertreiben, die nicht mehr nach Hause wollen. Das Zeichen wird sofort verstanden.

RUF. Der englische Schriftsteller Gilbert Keith Chesterton (1874–1936) bezeichnete das Gähnen als «schweigenden Ruf». Tatsächlich können auf diese Weise viele Botschaften übermittelt werden. Ob das den Gähnenden immer so bewusst ist, bleibt eine andere Frage. Und für die Angegähnten ist ein schweigender Ruf manchmal nicht leicht zu übersetzen: Findet mein Gegenüber mit dem weit aufgerissenen Kiefer mich langweilig? Möchte er mich loswerden? Oder ist sie einfach müde? Doch dann passiert es: Ich beginne plötzlich selbst zu gähnen.

MITGEFÜHL. Gähnen steckt bekanntlich an. Das ist einer der wenigen Punkte, der in der Forschung heute unbestritten ist. Die Experten haben dafür auch eine Erklärung: Empathie. Das Einfühlungsvermögen in eine andere Person bewirkt, dass wir unbewusst ihr Verhalten übernehmen. Untersuchungen zeigen: Je mehr Mitgefühl wir haben, umso leichter lassen wir uns anstecken. Dasselbe gilt übrigens auch für das Lächeln oder die Sorgenfalten. Wir neigen dazu, den Gesichtsausdruck anderer Menschen zu kopieren, um sie besser zu verstehen.

NATUR. Es gibt Gähn-Forscher, Gähn-Konferenzen und Gähn-Studien. Sie haben einiges herausgefunden. Nur die Hauptsache nicht: den Zweck des Gähnens. Kann es sein, dass es gar keinen hat? Die Natur orientiert sich zum Glück nicht allein am Prinzip der Zweckmässigkeit. Sie bringt auch Dinge hervor, die keinen messbaren Nutzen haben, aber einfach schön sind. Wie wohlthuend ist es doch, so richtig herzlich zu gähnen! Übrigens kann bereits der Gedanke daran den entsprechenden Impuls auslösen. Wenn Sie bei der Lektüre dieser Zeilen jetzt den Mund aufreissen und tief Luft holen, liegt das nicht an mir, sondern an Ihrem guten Einfühlungsvermögen.

LEBENSFRAGEN

Weltuntergang? Es liegt in unserer Hand

APOKALYPSE/ Die Weltuntergangsprophezeiungen vom letzten Dezember haben sich als leer und nichtig erwiesen. Aber es ging ja auch vor allem um den Unterhaltungswert. Die wirkliche Bedrohung unserer Erde kommt von ihren Bewohnern selbst.

FRAGE. Was halten Sie von Weltuntergangsfantasten wie jüngst die Hysterie um den Maya-Kalender? Warum hatten so viele Menschen Angst vor dem Weltuntergang? P.J.

ANTWORT. Lieber Herr J., vielleicht verbergen sich hinter diesen Vorstellungen reale Ängste, die wir jedoch nicht bewusst wahrnehmen, sondern verdrängen. Eines steht fest: Wir haben den Weltuntergang vom 21. 12. 12 sicher überstanden. Es ist also kein schlechter Zeitpunkt, um kritisch und mit mehr Distanz darüber nachzudenken. Zwei Zeitungs Ausschnitte von Ende 2012 liegen vor mir: «2011 war das wärmste Jahr in der Schweiz seit Menschengedenken.» Und: «Die Weltbank warnt vor einer 4 Grad wärmeren Erde. Mit dem gegenwärtigen Ausstoss von Klimagasen befindet sich die Welt auf einem Kurs, der zu einer Erderwärmung von vier Grad Celsius führen dürfte. Die dadurch verursachten Gefahren liegen ausserhalb der Erfahrung unserer Zivilisation.»

Beide Meldungen waren meiner Zeitung nur zwei kleine Spalten wert – unter ferner liefen. Das Maya-Weltuntergangsszenario dagegen bestimmte

die Frontseite. Zur besten Sendezeit liefen im Fernsehen zudem opulente Weltuntergangsfilme. Was verbirgt sich dahinter? Wir Menschen sind verliebt in Katastrophen, doch nur so lange, wie wir sie medial in unserer Stube konsumieren können. Wehe, die Katastrophe würde uns direkt treffen oder uns gar zur Änderung unseres Lebensstils zwingen. Da verdrängen wir lieber, anstatt die eingangs zitierten höchst beunruhigenden Meldungen in ihrer Brisanz wahrzunehmen. Fatal nur: Das vermittelt uns die falsche Sicherheit, auch Weltuntergänge seien gut zu überstehen!

Die Manager der Weltbank sind wahrlich keine ökologischen Fundis. Wenn ihre Warnung ernst zu nehmen ist, heisst das nichts anderes als einzugestehen: Wir sind auf Crashkurs mit unserer Biosphäre, die, wenn wir sie weiter derart übernutzen, kollabieren wird. Immer schneller sind wir unterwegs, auf Katastrophen zu, deren Ausmasse ausserhalb menschlicher Erfahrung liegen. Was wir in Gang setzen, übersteigt unsere Vorstellungen und Kräfte der Bewältigung himmelweit. Wir wissen nicht, worauf wir uns mit unserem Lebensstil einlassen. Schalten wir endlich das unterhalt-



ILLUSTRATION: VERENA STUMMER

same Maya-Katastrophengeblödel und weitere verdummende Esoterik ab und wenden uns jenen Gefahren zu, die wir willentlich und mit immer fortschrittlicherer Technologie in Gang setzen. Die Grundlagen unserer Zivilisation bröckeln bereits heute, nicht erst morgen: Menschen sterben Hungers, flüchten in Massen aus versteppenden Landstrichen in die grossen Städte, kämpfen bei Flutkatastrophen ums Überleben. Wollen wir das wirklich? Und das alles nur, weil wir glauben, uns zum Beispiel einen neuen Toaster oder einen Zweitwagen zulegen zu müssen oder weil wir Flugreisen in Ferienparadiese als unerlässlich für unsere Wellness halten. Der Maya-Rummel lehrt uns eines: Wirkliche Tragödien kommen nicht als gediegene Unterhaltung daher. Sie passieren vor unseren Augen, stören unsere Bequemlichkeit, reissen uns aus unserer Komfortzone und rufen zu Verantwortung.

GINA SCHIBLER Theologin
und Pfarrerin in der
Kirchgemeinde Erlenbach,
gina.schibler@zh.ref.ch



LEBENS- UND GLAUBENSFRAGEN. Ein theologisch und psychologisch ausgebildetes Team beantwortet in dieser Rubrik Ihre Fragen. Alle Anfragen werden beantwortet. In der Zeitung veröffentlicht wird nur eine Auswahl.

Senden Sie Ihre Fragen an: «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich, lebensfragen@reformiert.info



Im Netzgewölbe des Chors wachsen gemalte Heiligengestalten aus Blütenkelchen



National unter Schutz gestellt: Der gotische Chor, ausgemalt mit Fresken



Entspannte Situation

«Vor zehn Jahren gingen die Wogen wegen Handyantennen auf Kirchtürmen noch hoch», sagt der landeskirchliche Sprecher Nicolas Mori. Damals versammelten sich in Zürich-Fluntern die Antennengegner unter dem Motto «Keine Kinderpornos ab Kirchturm Fluntern!» zu einer Protestversammlung. Auch in Uetikon entflammte ein heftiger Streit darüber, dass die Kirchenpflege ohne Rücksprache mit der Bevölkerung den Kirchturm von dem Telekommunikationsanbieter Orange als Sendestation nutzen lassen wollte. «Heute hat sich die Situation im Kanton Zürich beruhigt», sagt Mori. Wiesendangen sei deshalb eher die Ausnahme. Viel zur Entspannung beigetragen hat laut Mori das landeskirchliche Papier, welches den Kirchenpflegern empfahl, auf den Einbezug der Kirchengemeinde zu achten. **BU**

Antennenstreit: Verschiedene Wellenlängen

WIESENDANGEN/ Für die Mehrheit im Dorf ist es unbestritten: Trotz geschützter Fresken ist die Kirche der beste Standort für die Handyantenne. Es bleiben aber spirituelle Bedenken. Und Rekurse.

Auf dem Spielplatz des Kindergartens Wanne in Wiesendangen lärmen Kinder. Am Zaun entlang stapft Rolf Truninger an der mit Graffiti besprühten Swisscom-Telefonzentrale vorbei und zeigt die Stelle, die ihn seit fünf Jahren auf Trab hält: «Hier, nur wenige Meter vom Kindergarten entfernt, wollte die Swisscom die Mobilfunkantenne aufstellen.» 2007 spielten in der «Wanne» noch seine zwei Kinder, und auch wenn Tuninger als gelernter Elektromonteur und studierter Elektroniker keineswegs technikfeindlich ist, ging es ihm wie vielen Eltern: «Wenn von den Strahlen wirklich ein Gefährdungspotenzial ausgeht, dann betrifft es Kinder am meisten.»

ECHE ALTERNATIVE. Truninger las sich in die Materie ein, scharte Gegner des Antennenstandorts Kindergarten an sich und gründete die Interessengemeinschaft für sinnvollen Antenneneinsatz (IGSA). Die IGSA setzte auf den reformierten Kirchturm statt auf den Kindergarten als idealen Antennenstandort. Denn diese Lösung ermögliche es gleichzeitig, einen gemeinsamen Standort für alle drei Provider anzubieten.

Der Vorteil dabei: Orange und Sunrise müssten so keine weitere Strahlenantennen installieren. «Es ist sinnvoll, eine Antenne an einem und am höchstmöglichen Standort zu montieren», erklärt Truninger. Denn durch die optimale Verteilung der elektromagnetischen Wellen übers ganze Dorf sei die Belastung weit schwächer, «als wenn auf tiefem Niveau von verschiedenen

Standorten kreuz und quer durchs Dorf gesendet wird».

Seine Argumente für die Kirche als Standort trug er erfolgreich an runden Tischen, an der Gemeindeversammlung der reformierten Kirche und der politischen Gemeinde vor. Langsam reifte der Kompromiss heran. Selbst die kantonale Denkmalbehörde gab ihre Bedenken auf, obwohl die Kirche mit ihrem einzigartigen Wandbild-Zyklus unter eidgenössischem Denkmalschutz steht. Auch die drei Telekommunikationsanbieter Orange und Sunrise raufte sich zu einer Gemeinschaftslösung zusammen. «Das ist eine modellhafte und demokratische Lösung. Es konnten sich alle drei politischen Instanzen, die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung und die drei Provider auf eine gemeinsame Lösung einigen», sagt Truninger zum Kompromiss.

FAULER KOMPROMISS. Für manchen im Dorf war es lediglich ein fauler Kompromiss. Bei der zweiten Kirchgemeindeversammlung mehrten sich dann auch die gegnerischen Stimmen. 142 Ja-Stimmenden standen die 73 Nein der Antennengegner gegenüber. Und die Opponenten reichten in der Folge beim Baurekursgericht Einsprachen ein, die aber nun vom Gericht abgeschmettert wurden. Noch ist in der Schwebe, ob die Rekurrenten ihre Einsprachen weiterziehen. Zudem sind auch noch Rekurse bei der Bezirkskirchenpflege (BKP) Winterthur hängig. Wahrscheinlich Mitte März wird dort über die Rekurse entschieden, wie BKP-Präsident Jürg Bosshard informiert.

Michael Baumann, erst seit gut einem Jahr Pfarrer in Wiesendangen, sagt: «Bei diesem Streit kommt die Demokratie an ihre Grenzen.» Er verfolgt den vehementen Streit um die Antenne mit gemischten Gefühlen. Denn es geht um Ethik und Spiritualität, die nicht mit Strahlengrenzwerten fassbar sei. «Man braucht kein Esoteriker zu sein, um zu sagen: Das ist ein ganz spezieller Ort», sagt er unter dem bemalten Chorgewölbe.

METERDICKE MAUERN. Der Pfarrer beginnt die Tour oben im Glockengestühl des Kirchturms, um die Stolpersteine des Projekts zu zeigen. «Eigentlich hätte im Dach ursprünglich die Antenne installiert werden sollen», sagt er. Aber die Ziegel seien zu wenig strahlendurchlässig, und Ziegel aus Kunststoff verstossen gegen den denkmalpflegerischen Grundsatz, nur Originalmaterialien bei geschützten Gebäuden zu verwenden. Nun wird die Antenne an den Fensteröffnungen geschützt angebracht.

Dann geht es die hölzernen Stufen des Turms hinunter zum Estrichboden über dem Chor. Hier hat das Baurekursgericht auch die Auflage gemacht: Beim Einbau der Stahlkonstruktion, die das Gewicht der Anlage auf die meterdicken Steinmauern abstützen soll, muss jede Überbelastung des Chorestrichbodens vermieden werden.

SPIRITUELLES UNBEHAGEN. «Technisch ist das alles machbar», so Baumann. Aber ein Unbehagen bleibt bei ihm zurück. Soll über einem Raum, in dem so viele Gebete, so viele existenzielle Lebenssituationen wie Taufen, Eheschliessung und Abdankungsgottesdienste über Jahrhunderte stattgefunden haben, «stets die Technik thronen»? Baumann nimmt nicht das Wort Entweihung in den Mund. Aber einer der Rekurrenten, der Architekt Christoph Herzog, argumentierte in einem Leserbrief in dieser Richtung: «Für mich ist ein gesegneter Raum, in dem Menschen der höheren Macht nahe sein wollen, noch schützenswerter als ein Kindergarten.» Ein Kindergarten könne auch besser an einen gesünderen Ort verlegt werden als eine Kirche, so Herzog.

Im Chor unten erläutert der Pfarrer die Geschichte der Wandbilder, die sich um die Heilig-Kreuz-Legende ranken. Immer wieder geht es darum, wie dieses Holz für das Kreuz Jesu entweiht wurde und dann doch seine heilende Wirkung entfaltete. «Es ist eine Ironie, dass die Fresken mit ihrer Geschichte von Heiligung und Entweihung des Kreuzes nun dieses Thema 2013 untergründig aufnehmen.»

STRAHLENDES SCHLAFZIMMER. Baumann bekennt, dass Zustimmung und Ablehnung der Antenne viel mit der Distanz zur Sendestation zu tun haben. Und dass ihn ein Unwohlsein überkommt, da die Mobilfunkantenne direkt auf das Schlafzimmer seiner Pfarrerwohnung ausgerichtet ist – wer mag ihm dies denken? **DELFBUCHER**

marktplatz.

INSERATE:
info@koemedia.ch
www.koemedia.ch
Tel. 071 226 92 92

Unterwegs zum Du
für Partnersuchende • nicht gewinnorientiert
Basel / Zürich 061 313 77 74
Bern / Mittelland 031 312 90 91
Ostschweiz / Zürich 052 672 20 90
www.zum-du.ch

Jakobsweg Spanien/Frankreich – Wandern Sie mit!
27. Mai bis 7. Juni 2013: Le Puy–Conques
7. bis 20. Oktober 2013: Logrono–Burgos–Leon
Marianne Stocker, 044 742 04 05
www.marianne-stocker.ch

www.moischele.ch Tel. 044 853 20 70
Israel Rundreise 1 Woche ab **990.-**

Kontaktieren Sie uns, vielleicht können wir Ihnen helfen!
die Bürgschafts- und Darlehensgenossenschaft der Evang.-ref. Landeskirche des Kantons Zürich
Zentralstr. 2
Postfach 9768
8036 Zürich-Wiedikon
Tel. 044 492 39 90
Fax 044 492 39 60
info@bueda-zh.ch • www.bueda-zh.ch

Kaufe Altgold und Golduhren, Goldschmuck, Silberwaren, Gold- und Silbermünzen usw. zu Höchstpreisen! Sofortige Barzahlung! Telefon 052 343 53 31, H. Struchen

Gewaltfreie Kommunikation
www.perspectiva.ch
Ausbildungsinstitut perspectiva Basel

Hier könnte Ihr Inserat stehen!
Ein Inserat dieser Grösse kostet Fr. 230.-. Damit erreichen Sie 250 369 Leser im Kanton Zürich.
Kömedia AG, Telefon 071 226 92 92, info@koemedia.ch

AGENDA

GOTTESDIENSTE

Politischer Gottesdienst. Zum Thema «Muss ich mich in Zürich fürchten?» Referat von Stadtrat Daniel Leupi, Predigt von Pfr. Roland Wuillemin. **27. Januar**, 17 Uhr, reformierte Kirche Unterstrass, Turnerstrasse 47, Zürich.

Heidelberger Katechismus. Eine Predigtreihe. **27. Januar, 3./10./17./24. Februar, 3. März**, jeweils 10 Uhr, reformierte Kirche Meilen.

Jazzgottesdienst. Mit Bettina Tuor (Vocal), Michael Bucher (Gitarre), David Schenk (Orgel). **27. Januar**, 18 Uhr, reformierte Kirche Oberrieden.

Humor und Glaube. Predigt-dialog mit Politsatiriker Andreas Thiel und Pfr. Christoph Sigrist, Michael Giertz (Klavier) und Giovanni Reber (Violine). Grossmünster Zürich, **27. Januar**, 10 Uhr.

Wort-Klänge. Liturgische Gottesdienste in der Lazariterkirche Gfenn bei Dübendorf. Ab **27. Januar** jeden zweiten Monat, jeweils 17 Uhr.

Impuls. Gottesdienste mit Musik, Sketches, Predigt zum Thema «Neuland». **3. Februar**, 17 Uhr, mit Pfrn. Willien Lammer, Gemeindefestsaal. **10. März**, 17 Uhr, mit Pfr. Markus Saxer, Grosse Kirche Altstetten, Pfarrhausstrasse 21, Zürich.

Vesper. Predigerkirche Zürich, **2. Februar**, 16.30 Uhr, mit Schwester Doris Kellerhals, Diakonissenhaus Riehen.

Politischer Gottesdienst. Unsere Alpenwelt: Ihre Bedeutung für uns und die Verletzungen, die wir ihr zufügen. Mit Andreas Speich, Forstingenieur. **8. Februar**, 18.30 Uhr, Kirche St. Peter, Zürich.

TREFFPUNKT

Suppentag verschoben. Der (im «reformiert.» 1.2 angekündigte) Suppentag zum 150-Jahre-Jubiläum der Stadtmission Zürich, der am 25. Januar auf dem Paradeplatz geplant war, ist auf den März verschoben worden. Das genaue Datum ist noch offen.

Treff für Arbeitslose. Erfahrungsaustausch, Impulsreferate,

TIPP



Auge in Auge mit fremden Wirklichkeiten

REISEVERANSTALTUNGEN

Begegnungen in Offenheit und Toleranz

Das Zürcher Lehrhaus, die Paulus-Akademie, das Haus der Religionen in Bern und andere Institutionen bieten als «Arbeitsgemeinschaft interreligiös reisen» ein Programm von Reisen, Exkursionen und Wanderungen im Zusammenhang mit religiösen und kulturellen Themen. Zum Angebot gehören Spaziergänge zur Konfessionsgeschichte der Stadt Bern oder Reisen nach Griechenland, Armenien oder Nepal. **KK**

IR-REISEN. Kontakt: Heinz Haab, Schönenbergstrasse 54, 8820 Wädenswil, heinz.haab@bluewin.ch, www.ir-reisen.ch

moderierte Diskussionen, Aufbau eines neuen Beziehungsnetzes. **Jeden Dienstag**, 9–11 Uhr, Stauffacherstr. 10 (2. OG), Zürich. Teilnahme kostenlos. Ein Angebot des reformierten Stadtverbandes Zürich. Auskunft: Myrta Ruf, 044 311 99 78, www.selbsthilfe-zuerich.ch

Menschenrechtsbeobachter. Peace Watch Switzerland (PWS) entsendet Freiwillige nach Guatemala, Südmexiko, Kolumbien, Palästina/Israel. Informationsnachmittag, **9. Februar**, 13.30–16.30 Uhr, Kath Hochschulzentrum, Hirschengraben 86, Zürich. PWS, Zürich, 044 272 27 88, info@peacewatch.ch

Bibel kreativ. Auseinandersetzung mit einem biblischen Text mithilfe von unterschiedlichen Ausdrucksformen – Malen, Schreiben, Fotografieren. Jeweils am zweiten Mittwoch des Monats von 9.30 bis 11.30 Uhr. Nächstes Treffen: **26. Februar**, Neue reformierte Kirche Urdorf. Leitung: Pfr. Ivan Walther.

Stille und Stimme. Feierabendmeditation, jeweils am ersten Donnerstag des Monats. **7. Februar**, 18–18.40 Uhr. Mit Maria Walpen und Kathrin Graf.

Stille und Achtsamkeit. Meditation in der reformierten Kirche Fehrltorf, mit Pfrn. Ute Schelb, Kontemplationslehrerin. **Jeden Dienstag**, 19 Uhr.

KLOSTER KAPPEL

Kreistänze. Verschiedene Traditionen und Stilrichtungen für Männer und Frauen, die Freude an Bewegung und Musik haben und bereit sind, sich auf einen gemeinsamen Prozess einzulassen. Leitung: Lilian Boss-Hofstetter. **18. März**, 9.30–16.30 Uhr. Kurskosten Fr. 90.–.

Die Hugenotten. Geschichte, Glaube und Gegenwart der Reformierten in Frankreich. **5.–7. April.** Zusätzlich zum Kurs findet vom **8.–15. Juni** eine Reise nach Südf Frankreich statt, zusammen mit der Kirchgemeinde Knouau. Leitung: Pfr. Thomas Maurer und Verena Walder, Kirchenpflegerin, Knouau.

Kloster Kappel, Kappel am Albis. Info/Anmeldung: 044 764 88 30, sekretariat.kurse@klosterkappel.ch

KURSE/SEMINARE

Informationsveranstaltung. Über das Liegenschaften-erfassungsinstrument Stratus, Liegenschaften- und Finanz-

planung. Ein Angebot des Verbands Zürcherischer evangelisch-reformierter Kirchgemeindevorwaltungen. Verschiedene Referate. **7. Februar**, 18–21.30 Uhr, Kirchgemeindehaus ReZ, Bahnhofstrasse 37, Dübendorf. Unkostenbeitrag: Fr. 50.–. Anmeldung bis 1. Februar: schulung@vpk-zh.ch, www.vpk-zh.ch

Jesus Christus. Vortragsreihe. Pfr. Stefan Becker: Jesus – (k)ein zweiter Gott? **5. Februar.**

Pfrn. Thala Linder: Jesus – ein Politiker? **19. März.** Pfrn. Nora Zenger: Jesus – der Christus! **14. Mai.** Pfr. Arend Hoyer: Jesus – in Bachs Musik. **28. Mai**, jeweils 19.30 Uhr, Kirchgemeindehaus, Alte Landstrasse 82, Thalwil.

KULTUR

Chilbimusik. Christian Gautschi spielt auf der Orgel der Kirche Buchberg Rüdlingen Toggenburger Hausorgeltänze, Appenzeller Musik, Berner Redoutentänze und anderes Ländliches. **27. Januar**, 17 Uhr, Eintritt frei, Kollekte.

Musik und Wort. Mit der Jomtov Klezmerband und Lesungen von Pfr. Christof Menzi. Klosterkeller, Kappel, **27. Januar**, 17.15 Uhr. Eintritt frei, Kollekte. Bitte anmelden: info@klosterkappel.ch, 044 64 88 10.

Am Cheminéefeuer. Franz Hohler liest aus seinem Buch «Spaziergänge». **28. Januar**, 19 Uhr, Kirchgemeindehaus Neumünster, Seefeldstrasse 91, Zürich. Eintritt frei, Kollekte.

«Orgelfloras». Die Floristin Monika Pini lässt sich durch das Orgelspiel von Helmut Seeg beim Gestalten mit Blumen inspirieren. Werke von Bach, Mendelssohn, Boëllmann, Messiaen. Ein Konzert zum 20-Jahre-Jubiläum der Mathis-Orgel in der reformierten Kirche Dielsdorf. **2. Februar**, 19 Uhr.

Klavierquartett S-Ensemble. Werke von Ludwig van Beethoven, Hermann Goetz und Richard Strauss. Mit Nadja Dalvit-Saminskaja (Klavier), Ronny Spiegel (Violine), Daphne Unselde-Saminski (Viola), Fedor Saminski (Violoncello). **3. Februar**, 17 Uhr, Thomaskirche, Burstwiesenstrasse 44, Zürich. Eintritt frei, Kollekte.

LESERBRIEFE



REFORMIERT. 1.1./2013

LADENÖFFNUNGSZEITEN. Die Kirche kämpft für den freien Sonntag

IDEOLOGISCH

Gemäss «reformiert.» kämpft die Kirche gegen längere Ladenöffnungszeiten. Ist es wirklich die Kirche, die kämpft? Sind es nicht ideologisierte Vertreter der vom Steuerzahler finanzierten Institution, die sich profilieren wollen? Als gläubiger Christ bin ich überzeugt, dass sich diese Kirchenexponenten nicht für oder gegen die heutige Gesellschaft, sondern für eine christliche Gesellschaft engagieren sollten. Ladenöffnungszeiten sind dabei doch wirklich ein Nebenschauplatz und keine Glaubensfrage. Der Cartoon hingegen ist traumhaft: Nach dem Shopping sollte man gerne in die Kirche gehen!

KURT HAERING, BIRMENS DORF

BIBLISCH

Genau genommen ist der Sonntag, der erste Tag der Woche, der Auferstehungstag Jesu und wurde im vierten Jahrhundert durch Kaiser Konstantin und die christliche Kirche zum Ruhetag erklärt. Die Grundidee, dass dieser Tag das «Geschenk Gottes an die Menschen» sei, findet man in den Zehn Geboten im Alten Testament (2. Mose 20). Es handelt sich hier um den siebten Tag nach sechs Schöpfungstagen. «Da darfst du keinerlei Arbeit tun.» (Vers 10)

AGNES WEIDMANN, ZÜRICH

REFORMIERT. 1.1./2013

LESERBRIEFE. Umstrittenes Bethlehem-Dossier

EINSEITIG

Es ist erstaunlich, aus welchen verschiedenen Blickwinkeln der Palästina-Konflikt von den Leserbriefschreibern wahrgenommen wird. Niemand erwähnt, dass Israel auf palästinensischem Territorium gegründet wurde, dass die Vertriebenen seit Jahrzehnten in Lagern im Libanon und Jordanien hausen, dass die Raketen aus Gaza die Ohnmacht, die Wut der Palästinenser widerspiegeln, die von Israel seit Jahrzehnten gedemütigt werden. Wer dies an den Pranger stellt, ist Antisemit, so einfach ist das. Man mag zu den Palästinensern und Palästinenserinnen stehen, wie man will, aber ihr Recht auf einen eigenen Staat muss die Raison aller Staaten dieser Welt sein.

PETER NIERMANN, BIRMENS DORF

REFORMIERT. 1.1./2013

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG. Geschichten aus dem Adressbüchlein

VERSTORBEN

Während meiner Arbeit in der Telefonzentrale eines grösseren Betriebs lag bei meinem Arbeitsbeginn einmal eine Notiz vor: «Herr X ist gestern bei Gartenarbeit an einem Herzinfarkt verstorben. Bit-

te Ihre Liste aktualisieren.» Ich schob es so lange wie möglich hinaus. Dann gab es einen dicken Strich durch Herrn X, und ich fühlte mich als Mörderin. Inzwischen bin ich viele Jahre älter. Es gäbe jedes Jahr neue Striche. Aber in meiner privaten Agenda existieren die Verstorbenen wenigstens bis Ende Jahr. Dann folgt der Tag der Wahrheit, und eine neue Agenda.

HEIDI FRISCHKNECHT, WINTERTHUR

REFORMIERT. 12.2./2012

INTERVIEW. Margot Kässmann zum Reformationsjubiläum

ÄRGERLICH

Ich habe mich über die unkorrekt formulierte letzte Frage geärgert. Margot Kässmanns Rücktritt war eben gerade nicht erzwungen, sie vollzog ihn freiwillig. Für sie als EKD-Präsidentin und



Margot Kässmann

Bischöfin war dieser freiwillige Schritt die logische Konsequenz ihres grossen Fehlers. Die falsch formulierte Frage kehrt den vorbildlichen Umgang mit einem schweren Fehler unter den Tisch.

BIRKE HORVATHMÜLLER, MINUSIO

ANMERKUNG DER REDAKTION. Die Formulierung der letzten Frage des Interviews war in der Tat missverständlich. Gemeint war, dass Margot Kässmann ihren Rücktritt unter dem Druck der Öffentlichkeit vollzog.

IHRE MEINUNG INTERESSIERT UNS.

Schreiben Sie an: zuschriften@reformiert.info oder an «reformiert.» Redaktion Zürich, Postfach, 8022 Zürich.

Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

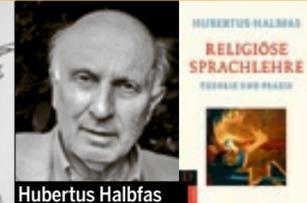
TIPPS



Ein Zentrum des Interesses: die Wiener Sezession



Heinz Pfister, alias Pfsuchi



Hubertus Halbfas

KULTURGESCHICHTE

KAFKA HAT SCHNUPFEN, UND RILKE REIST

Rilke und Kafka, Kirchener und Franz Marc, Strawinski und Freud – was sie erschaffen haben, gehört heute unbestritten zu unserem Kulturschatz. Aber einmal ist es entstanden, war es neu, aufregend, sogar skandalös. Damals, im Jahr 1913 – was da von Januar bis Dezember geschah, in Berlin, München, Wien, Paris, was erforscht, gestaltet, diskutiert, zurückgewiesen, bekämpft wurde, davon handelt dieses Buch. Es sind Geschich-

ten, Anekdoten, blosse Sätze, die der Autor aus Briefen, Tagebüchern und anderen Zeitdokumenten zusammengetragen hat. Man müsste eigentlich den Voratz fassen, sich jeden Monat mit den Autoren und Werken auseinanderzusetzen, die da beschrieben sind. Aber das vorliegende Buch ist so unterhaltsam, dass man schon im Dezember des Jahres 1913 angelangt ist, lange bevor der Januar 2013 vergangen ist. **KK**

FLORIAN ILLIES: 1913. Der Sommer des Jahrhunderts. S.-Fischer-Verlag, 2012. 319 Seiten, Fr. 21.90.

CARTOON

PFUSCHI ZEICHNET DIE TÜCKEN DES ALLTAGS

Pfsuchi Figuren sind unserer Leserschaft vertraut. Der Cartoonist hat viele Themen von «reformiert.» frech und witzig beleuchtet. In der neuen Sammlung ist das Pfsuchi-Personal einmal mehr emsig tätig – mit «jederzeit arbeiten», «jederzeit hinterfragen», «jederzeit glauben ...» Da gilt auch: «Jederzeit schmunzeln». **KK**

PFUSCHI: Jederzeit. Zytglogge-Verlag, 2012. 124 Seiten, Fr. 36.–.

SACHBUCH

WIE MENSCHEN VON GOTT REDEN

Hubertus Halbfas setzt sich engagiert für zeitgemässen Glauben und Glaubenserneuerung ein – in Bildbänden ebenso wie in Streitschriften. Seine «Religiöse Sprachlehre» zeigt Wurzeln und Entwicklungen von religiösen Ausdrucksformen mit besonderem Bezug zu den biblischen Schriften. **KK**

HUBERTUS HALBFAS: Religiöse Sprachlehre. Theorie und Praxis. Patmos-Verlag, 2012. 400 Seiten, Fr. 45.90.





Emil Ramsauer bindet sein neues Tagebuch. Der Bassist der Eurovision-Band «Die Heilsarmee» dokumentiert seit 57 Jahren jeden Tag

«Die Musik gehört zum Leben wie die Luft»

PORTRÄT/ Emil Ramsauer wurde durch den Popsong «You and me» berühmt. Dabei mag der Salutist lieber Blechmusik.

Der Faden will nicht ins Nadelöhr. Emil Ramsauer hält den weissen Zwirn und die Nadel etwas weiter weg und schaut angestrengt durch die Brillengläser. «Jetzt!» Dann stösst er die Nadel vorsichtig durch vierzehn aufeinanderliegende Papierbögen und verknüpft die Fadenenden. Der 95-Jährige bindet am Küchentisch seines winzigen Hauses in Thun sein Tagebuch fürs Jahr 2013. Sein siebenundfünfzigstes: Seit 1956 schreibt Emil Ramsauer jeden Abend die Ereignisse des Tages auf. Nur am 15. Dezember 2012 hatte er keine Zeit: Da zupfte er auf der Bühne der Bodensee-Arena in Kreuzlingen die Saiten seines Kontrabasses. «You and me» hiess das Stück, mit dem er und fünf andere Musiker der Heilsarmee das Schweizer Finale des Eurovision Song Contest gewannen.

BLECHMUSIK. Ausgerechnet mit einem Popsong. Dabei mag Ramsauer, der 37 Jahre lang Musikchef der Heilsarmee Thun war, viel lieber Blasmusik. «Das Lied ist schon recht, aber ich musste mich e chli dran gewöhnen», sagt er und

drückt die weissen Papierbögen zusammen. Jetzt kennt ihn die ganze Schweiz als Kontrabassisten, obwohl er viel öfter Horn oder Trompete spielt. Sein Vater brachte ihm das Trompetenspiel bei, als er zehn Jahre alt war. Auch dieser hatte es vom Vater gelernt. Alle waren sie Soldaten der Heilsarmee, der Urgrossvater als erster. Emil Ramsauer steht auf, zieht ein Album aus dem Regal und zeigt ein Foto, auf dem eine Braut mit runden Backen ins Instrument bläst: «Meine Tochter. Sie hats natürlich von mir gelernt.»

LEBENSELIXIER. Auch in den Fotoalben hat Emil Ramsauer die Stationen seines Lebens festgehalten. Darin kleben Reisetickets, Zeitungsausschnitte, Quittungen, ein Bussenzettel. Auf den Fotos sind meistens Menschen mit Instrumenten zu sehen, oft das Schweizer Militär, in dem Emil Ramsauer als Musiker gedient hatte. Und immer wieder die Heilsarmee. «Musik gehört zum Leben wie die Luft», sagt Emil Ramsauer. Oft setzen er und seine Frau Regula sich ins Wohnzimmer, er mit dem Horn, sie am Klavier. «Wir musizie-

ren zusammen, wenn wir glücklich und wenn wir traurig sind», sagt er. In letzter Zeit seien sie oft bedrückt. «Es sterben so viele unserer Bekannten, wir sind halt alle alt geworden.» Zehn Namen von Verstorbenen listete er letztes Jahr auf der hintersten Seite seines Tagebuchs auf.

HÖHEPUNKT. Mit dem Lineal zeichnet Emil Ramsauer jetzt auf jede Seite sieben Felder. Jeder Tag muss in einem Kästli Platz haben. Grinsend schaut er auf: «Da muss man so alt werden, um so was zu erleben!» Es sei toll gewesen in Kreuzlingen, doch seinen grössten musikalischen Höhepunkt habe er 1942 erlebt: «Wir marschierten mit 300 Bläsern und 40 Tambouren des Militärs durch Zürich, alles stimmte.» Einen Moment lang schweigt er, die tiefen Furchen im Gesicht bleiben ruhig. «Und wenn ich die feuchten Augen der Damen und Herren im Altersheim sehe, für die Regula und ich jeden Monat musizieren, berührt mich das ebenso fest wie dieser ... äh ... Eurovis... – Regula, wie heisst der schon wieder?» **ANOUK HOLTHUIZEN**

EMIL RAMSAUER

ist 1918 im Kanton Appenzell geboren. Bis zu seiner Pensionierung arbeitete er als Buchbinder. 1942 zog er nach Thun, wo er seine erste Frau kennenlernte und mit ihr vier Kinder bekam. Mit seiner zweiten Frau, Regula, lebt der 95-Jährige seit 27 Jahren zusammen. Ob die Heilsarmee im Mai am Eurovision Song Contest in Malmö auftreten wird, war bei Redaktionsschluss noch offen, da sie bei ihrem Auftritt weder ihre Originaluniform noch ihren Namen tragen darf. **AHO**

GRETCHENFRAGE

MAYA GRAF, NATIONALRATSPRÄSIDENTIN

Christliche Werte vertreten und in Taten umsetzen!

Wie haben Sies mit der Religion, Frau Graf? Religion ist für mich etwas Persönliches. Christliche Werte sind mir wichtig. Aber mit den Institutionen habe ich oft Mühe. Vor allem wenn sie stets das Trennende statt das Verbindende betonen.

Woran denken Sie konkret? Ich erlebe die monotheistischen Religionen sehr patriarchal. Ihre Botschaft könnte so versöhnlich sein – sie kommt aber oft absolut und missionarisch daher. Dabei geht es doch um eine Botschaft, die uns persönlich und gesellschaftlich weiterbringen sollte.

Sie wurden mit 21 Jahren Mitglied der Sissacher Kirchenpflege. Wie kam das? Wahrscheinlich fiel ich in unserem Dorf damals auf, weil ich mich in einer Öko-Jugendgruppe engagierte und als junge Frau beim Weltgebetstag mitmachte. Ich war dann in der Kirchenpflege natürlich das mit Abstand jüngste Mitglied.

Und wie haben Sie das erlebt? Zuerst etwas frustrierend: Oft prallte ich mit meinen Ideen gegen eine Wand. In der zweiten Amtszeit erhielt ich dann eine Kollegin mit ähnlichen Vorstellungen. Zusammen konnten wir Anträge ausarbeiten und – dank guter Lobbyarbeit – auch durchbringen. Das war sehr befriedigend. Ich denke, ich lernte dort tatsächlich das politische Handwerk.

Was haben Sie denn konkret erreicht? Wir konnten im neu eröffneten Kirchgemeindehaus einen Jugendtreffpunkt einrichten. Später stellte die Kirchgemeinde einen Jugendarbeiter an, und die Einwohnergemeinde investierte in offene Jugendarbeit. Es waren Pioniertaten, und sie existieren heute noch.

Wenn Sie – als Nationalratspräsidentin – einen Wunsch frei hätten an die Reformierten, welcher wäre das? Dass sie politischer auftreten und handeln. Schöne Leitsätze sind gut und recht, aber christliche Werte müssen hörbar vertreten und in Taten umgesetzt werden. «Bewahrung der Schöpfung» heisst ja nichts anderes als «die Umwelt schützen». Und Nächstenliebe heisst «Solidarität mit den Schwächsten in der Gesellschaft». **INTERVIEW: RITA JOST**



MAYA GRAF, 51 ist Sozialarbeiterin, Biobäuerin und Familienfrau. Die Sissacherin stieg mit 21 Jahren via Kirchenpflege in die Politik ein. Es folgten Parlamentsmandate auf Gemeinde-, Kantons- und Bundesebene. 2013 präsidierte sie als erste Grüne den Nationalrat.



CARTOON **CHRISTA**

JÜRIG KÜHNI

VERANSTALTUNG

FERIENCAMPUS

THEOLOGIEWOCHE FÜR JUGENDLICHE

Gymnasiastinnen und Gymnasiasten haben in den nächsten Sommerferien die Möglichkeit, sich mit den grossen Fragen des Lebens auseinanderzusetzen, zusammen mit Berufsleuten aus der Kirche, mit Wissenschaftlerinnen und Kunstschaffenden. Im «Campus Kappel» können sie vom 15. bis 19. Juli die «Welt theologischen Denkens und Argumentierens» kennenlernen. Der Anlass will junge Frauen und Männer, die ein oder zwei Jahre vor der Matur stehen, für das

Theologiestudium gewinnen. Aus den Bewerbungen werden vierzig Jugendliche ausgewählt. Der Aufenthalt im Kloster Kappel ist kostenlos. Das Programm befasst sich mit Themenbereichen von «Urknall oder Schöpfung?» bis zur Auseinandersetzung mit anderen Religionen. Zu den Gästen zählen unter anderen der Astrophysiker Arnold Benz, Pfr. Mike Gray, Fantasy-Fachmann, Janina Hofer, Kickboxerin, Mona Vetsch, TV-Moderatorin, oder der Hirnforscher Andreas Bartels. **KK**

AUSKUNFT: M. Bachmann, Campus Kappel Koordinator, 044 258 92 35, matthias.bachmann@zh.ref.ch